

Oskar
Schuster
und
sein
Geist

Ein
Strauß
bergsteigerischen
Erlebens

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Lassler

Braunschweig 2. VI. 29.

Eine Festgabe
der Akademischen Sektion Dresden
des D. u. Oe. Alpenvereins
E. V.

Oskar Schuster und sein Geist

Dieses Buch wurde im Auftrag der Akademischen Sektion Dresden des D. u. Oe. Alpenvereins in der Offizin von Oscar Laube, Dresden, Weßtinerstraße 15, gedruckt. Den Verlag übernahm die Akademische Buchhandlung Dressel, Dresden. Die typographische Gestaltung überwachte Hans Pegholdt. Zweihundert Exemplare dieser Ausgabe wurden für Subskribenten auf feinstem Büttenhadernpapier gedruckt und in der Presse numeriert. Die Subskriptionsausgabe enthält zusätzlich die Geschichte der Akademischen Sektion Dresden des D. u. Oe. Alpenvereins anlässlich ihres 25 jährigen Bestehens von Dr.-Ing. Walther Fischer.

Oskar Schuster und sein Geist

Ein Strauß bergsteigerischen Erlebens

Mit Originalberichten
der Erstbesteigungen von Oskar Schuster
Sattler, Israel, Pfeilschmidt
Spielhagen und Lamprecht

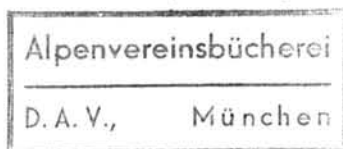
Im Auftrage
der A. S. D. herausgegeben von
Dr.-Ing. Walther Fischer

1926

Verlag A. Dressel, Akadem. Buchhandlung
Dresden

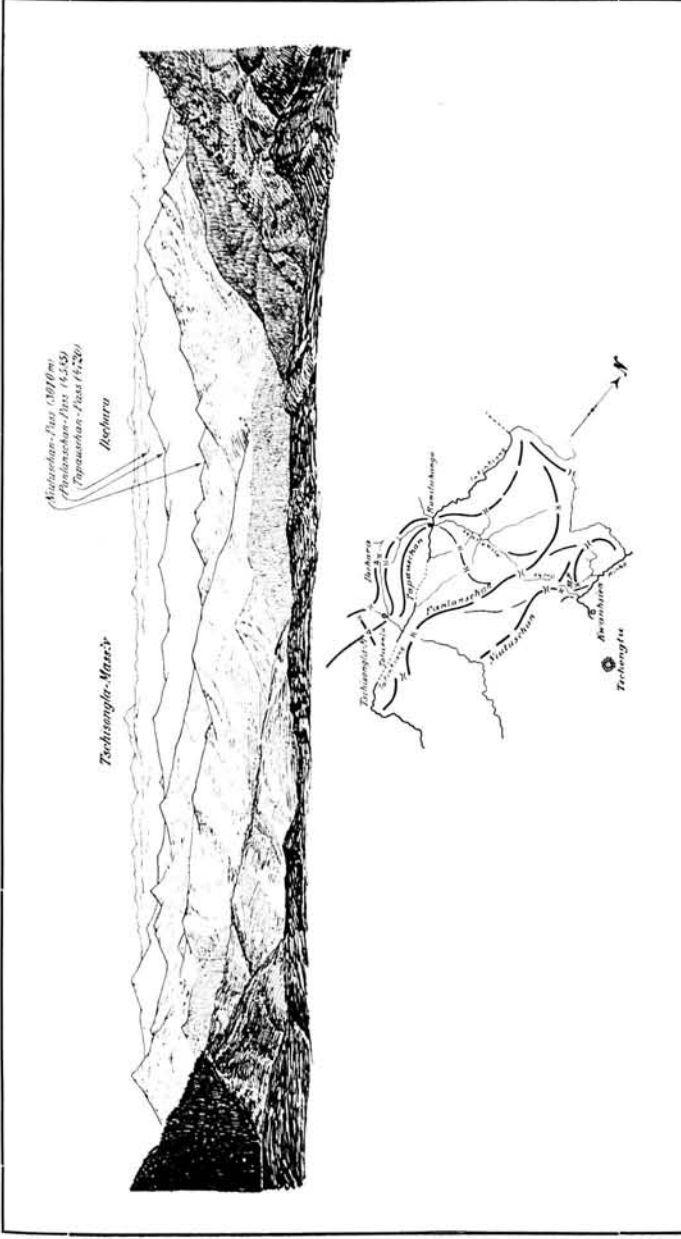
Inhalt

	Seite
Oskar-Schuster-Gedächtnisrede. Gehalten von Dr. jur. Walter Fischer	9
Der Anteil der Akadem. Sektion Dresden des D. u. Oe. Alpenvereins an der bergsteigerischen Erschließung des Sächsischen Felsengebirges. Von Waldemar Pfeilschmidt und Walter Spielhagen	14
Meine bisherigen Besteigungen des Falkensteins (378 m) und vorhergehenden Versuche an dem Berg. Von Dr. Oskar Schuster	22
Die erste Erststeigung des Kreuzturmes am 23. 6. 1901. Von Hermann Sattler	26
Die erste Begehung des Sandweges am Hohen Torstein (24. 9. 1922). Von Walter Spielhagen	31
Im Bereiche eines tibetischen Berggriesen. Von Dr.-Ing. Otto Israel.	36
Die erste Erststeigung des Terrier (1350 m) auf Spitzbergen. Von Dipl.-Ing. Hermann Sattler	52
Entstehung und Bau der Alpen. Von Friedrich Lamprecht	62



52 1500

4 B 321



Blick vom Tienfjingschanpaß (3075 m) über die Sifangebirge
 Zum Auflass von Prof. Dr. Israel: „Am Bereiche eines tibetischen Bergriesen“



Oskar Schuster

Oskar-Schuster-Gedächtnisrede

Gehalten bei der Einweihung der Oskar-Schuster-Plakette
am Falkenstein in der Sächs. Schweiz am 17. Oktober 1919

von Dr. jur. Walter Fischer, Dresden

Es war am 27. Juli 1914. In heißem Kampf auf Fels und in Eis hatten Oskar Schuster und ich den bis dahin vergebens bestürmten Gipfel des Westkaukasus, den 4050 m hohen Dombaiulgen, bestiegen. Fast zwölf Stunden hatten wir von unserm Hochlager aus benötigt, mehr als einmal zweifelten wir am Gelingen. Aber nun standen wir auf dem schwer errungenen Gipfel und ließen freudig den Blick über die gigantischen Bergriesen schweifen, in deren Mitte der König des Kaukasus, der eisgepanzerte Elbrus, sein weißes Haupt erhob. Nur Minuten konnten wir uns zur Gipfelrast gönnen, ein langer Abstieg stand uns noch bevor; auch er ging glücklich vonstatten. Die Erstbesteigung des Dombaiulgen bildete den Glanzpunkt unserer damaligen Unternehmungen, überhaupt einen unserer schönsten Erfolge im Kaukasus, in den wir beide nun schon zum vierten Male zusammen gezogen waren. Unsere Expedition neigte sich ihrem Ende zu, aber schon schmiedeten wir neue Pläne, noch hofften wir zuversichtlich auf manche gemeinschaftliche Bergfahrt in den nächsten Jahren, schon schwärmten wir von einer Krönung unserer bergsteigerischen Tätigkeit in den Eisgefilden des Himalaja. Das Schicksal hatte es anders beschlossen: Bereits wenige Tage darauf irrten wir als Flüchtlinge durch das Gebirge, um so schnell als möglich das rettende neutrale Ausland zu erreichen. Eine Welt in Waffen hatte sich gegen das deutsche Volk erhoben, ein Feuer drohte zu entbrennen, wie es die Geschichte noch nicht gesehen hatte. Und während daheim Begeisterung und Opferfreudigkeit das deutsche Volk hoch emportrug, während seine Söhne kampfesfroh und todesmutig hinausziehen, um für

das Vaterland alles, was sie besaßen, dahinzugeben, um für Deutschlands Größe freudig zu kämpfen und willig zu sterben, irrten wir unsterblich und flüchtig in Feindesland umher. Unser Versuch mißlang; die Hoffnung, Deutschland bald wiederzusehn, auch unsererseits mithelfen zu dürfen an dem großen Werke, schlug fehl. Statt jubelnder Hingabe an das hohe Ziel folgte die schwere Zeit der Gefangenschaft, folgten harte Entbehrungen und nagende Sorgen, folgten Krankheit und Tod. Von einem Gefängnis ins andere geschleppt, immer mit dem drückenden Verdacht der Spionage belastet, stets in Ungewißheit über die nächste Zukunft, mußten wir es schließlich für eine Erlösung ansehen, in der unwirklichen Orenburger Baschkirensteppe endlich einigermaßen zur Ruhe zu kommen. Wohl denen, die diesem Martyrium einen gesunden Körper, widerstandsfähige Nerven entgegensetzen konnten! Oskar Schuster gehörte nicht zu diesen Glücklichen. Er war schon ein kranker Mann, als er in Taschla etwas aufatmen konnte; den Anstrengungen und Entbehrungen seiner weiteren Verschiebung nach Astrachan, die im Winter 1916 in der brutalsten Weise erfolgte, war sein geschwächter Körper nicht mehr gewachsen; am 2. Juni 1917 machte ein schneller Tod seinen Leiden ein Ende. Ein selten reiches Leben hatte damit seinen Abschluß gefunden. Wir alle, die wir ihn gekannt haben, wissen, was mit ihm dahingegangen ist: ein Bergsteiger von hervorragenden Fähigkeiten, ein Mensch von lauterstem Charakter, ein Freund von unerschütterlicher Treue.

Oskar Schuster war der geborene Bergsteiger. Ihm wohnte wie wenigen der Drang nach der Höhe, jenes unbezwingliche „Excelsior!“ inne, und seitdem er, beinahe noch ein Knabe, mit sechzehn Jahren das Matterhorn bestiegen hatte, war sein Leben bis zum letzten Atemzuge den Bergen geweiht. Es mutet wie ein Symbol an, daß auf sein Sterbelager das Bibelwort herabschaute: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt“; denn in den Bergen hat er in allen schweren Zeiten seines Lebens Trost und Hilfe gefunden.

Selten hat wohl ein Mensch die Goethesche Forderung der umfassenden, harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit so restlos erfüllt wie Oskar Schuster. Dies gilt für ihn als Mensch im allgemeinen wie als Bergsteiger im besonderen. Er war kein einseitiger Kletterer, kein einseitiger Eisgänger. Was er im Fels geleistet hat, dafür legen die Gipfel der Sächsischen Schweiz, die er als Erster bestiegen, die Wege, die er hier eröffnet hat, dafür legt die große Zahl seiner Erstbesteigungen in den Dolomiten beredtes Zeugnis ab. Was er als Eisgänger war, wissen alle, die einmal gesehen haben, wie er unermüdlich den Pickel schwang. In dem hageren Körper vereinte sich zähe Kraft mit geschmeidigster Gewandtheit. Zu seinen technischen Fähigkeiten gesellte sich die riesige Erfahrung einer über ein Vierteljahrhundert langen Bergsteigertätigkeit. Keine Anstiegsmöglichkeit entging seinem Auge, mit staunenerregender Sicherheit führte er durch zerklüftete Eisbrüche, über trügerische Gletscher. In den ausgesetzten Wänden der Dolomiten, auf den Grashängen des Allgäu, auf den Granitplatten der Montblancgruppe wie in den Rissen und Kaminen des Sandsteins – überall zeigte er sich als Meister: Unersehroffen und dabei voll maßvoller Besonnenheit führte er mit unbeugsamer Tatkraft die einmal begonnene Tour aus, hatte aber auch Selbstüberwindung genug, sie abubrechen und umzukehren, wenn es die Notwendigkeit gebot. Ein glänzender Führer, war er ein ebenso glänzender Begleiter. Oskar Schuster hinter sich zu wissen, bedeutete das beruhigende Bewußtsein, soweit möglich unterstützt und gesichert zu werden, – ein Bewußtsein, das schweren Stellen viel von ihrer Schwierigkeit, gefährlichen viel vom Gefühl ihrer Gefahr nahm. Auch in dieser Beziehung wird mir unsere letzte große Bergfahrt, die Besteigung des Dombaiulgen, unvergeßlich sein. Neidlos hatte er mir auf meine Bitte die Führung überlassen. Eine Anzahl vereister Platten, die wir beim Aufstieg mit knapper Not bewältigt hatten, war beim Abstieg unter dem Einfluß der Sonne äußerst bedenklich geworden. Aber da

zeigte sich Schusters große Kunst. Mit unendlicher Sorgfalt erleichterte er mir meine oft recht schwierige Aufgabe, und es war zum großen Teil sein Verdienst, daß alles gut ablief.

Wenn es wohl nicht allen, die wir heute hier versammelt sind, vergönnt war, Bergfahrten mit Oskar Schuster zu unternehmen, manchem vielleicht auch nicht, ihn persönlich näher zu kennen, – gut bekannt sind wir alle mit ihm in seiner Eigenschaft als alpiner Schriftsteller. Gewiß, es gibt im alpinen Schrifttum glänzendere Stilisten, Schriftsteller, die das persönliche Erlebnis mehr in den Vordergrund rücken und die Bergfahrt selbst plastischer, um nicht zu sagen feuilletonistischer, herausarbeiten, aber nichtsdestoweniger tragen Schusters Arbeiten sämtlich den unverkennbaren Stempel seiner starken Persönlichkeit. Und was sie besonders auszeichnet: stets stellte er den Inhalt über die Form, und darum werden seine alpinen Schriften immer ein Muster von Gründlichkeit und Genauigkeit, eine zuverlässige Grundlage, eine untrügliche Auskunftsquelle sein.

Fern liegt es mir, eine übertriebene Lob- und Preisrede auf Oskar Schusters Persönlichkeit zu halten; nichts würde bei seinem bescheidenen Wesen weniger angebracht sein. Auch er war ein Mensch mit menschlichen Eigenschaften. Aber auch seine Besonderheiten machten ihn uns liebenswert; denn über seinem Wesen lag der unzerstörbare Zauber einer Persönlichkeit von höchster sittlicher Reinheit. Was bei der überwältigenden Mehrheit der Menschen als törichte Übertreibung wirken würde, auf ihn kann man mit vollem Recht das Wort anwenden, das Goethe seinem Freund Schiller nachrief: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ Vornehmheit im höchsten Sinne des Wortes, die sich mit größter Herzensgüte paarte, war der Grundzug seines Wesens. Er hatte stets ein mitfühlendes Herz mit allen Mühseligen, und wenn die deutsche Kolonie von Astrachan in aufrichtiger Trauer sein Grab umstand, so hatte dies seinen Grund darin, daß

er auch dort trotz des eigenen Leides der immer Gütige, der immer Hilfsbereite gewesen war. Daß er fremde Not lindern mußte, erschien ihm nicht als eine Pflicht, sondern als eine Selbstverständlichkeit. Und davon konnten ihn auch schwere Enttäuschungen, konnte ihn schnöder Aundank, den er so oft erntete, selbst noch in der letzten Zeit seines Lebens, nicht abbringen.

War er schon fremden Menschen ein bereitwilliger Berater und Helfer, um wieviel mehr denen, die ihm nahestanden! Er schloß sich nicht leicht an; wem er sich aber anvertraut hatte, dem war er auch ein „trauter Freund, ein Treuer sonder Wanken“, ihm öffnete er seine Seele und ließ ihn teilnehmen an seinem innern Reichtum, und sein glänzender Humor machte solche Stunden vertrauten Gesprächs zu unvergeßlichen Erlebnissen.

Oskar Schuster ist nicht mehr. Das Wort Kurwenals: „Nun bist du daheim, daheim zu Land, im echten Land, im Heimatland!“, das er sich als Grabinschrift gewünscht hatte, ist in seinem vollen Umfange nicht an ihm in Erfüllung gegangen. Es sollte ihm nicht vergönnt sein, das Vaterland wieder zu betreten, wonach ihn so heiß verlangte, die Berge wiederzusehen, denen seine Sehnsucht galt. Er hat kein Bergsteigergrab gefunden; nicht braust dort der Föhn, und nicht donnern dort die Lawinen; – die Wogen des Kaspi-schen Meeres singen ihm ihr ewiges Lied, und die Stürme der weiten Steppe jagen über seine letzte Ruhestätte. Wir aber, die wir uns heute zusammengefunden haben, um – Treue gegen Treue – ein Erinnerungszeichen ihm an dem Berge, den er so sehr geliebt hat, zu weihen, wir gedenken seiner in stiller Wehmut und mit dem Gefühle des tiefsten Dankes für alles, was er uns gegeben hat, – was er uns war. Wie dort oben im Fels sein Bild von Erz die Geschlechter überdauern möge, so möge auch sein geistiges Bild noch lange lebendig bleiben als das eines großen Bergsteigers, eines treuen Kameraden, – eines edlen Menschen!

Der Anteil der Akadem. Sektion Dresden des D. u. Oe. Alpenvereins an der bergsteigerischen Erschließung des Sächsischen Felsengebirges

Von Waldemar Pfeilschmidt u. Walter Spielhagen

Wie man wohl auf hohem Bergesgipfel, nach überstandener Mühe und Gefahr, gern Umschau und Rückschau hält, so mag die Feier des 25jährigen erfolgreichen Bestehens einer Alpenvereinssektion begründeten Anlaß geben, rückschauend sich zu vergegenwärtigen, was neben der reinen vereinspolitischen Tätigkeit in bergsteigerischer Hinsicht während dieses Zeitraumes von ihren Mitgliedern geleistet worden ist. Bilden doch letzten Endes die Berge und das Bergsteigen mit ihren hohen ethischen Werten das Band, das uns zusammenhält und immer wieder zusammenführt! Die Erfahrung lehrt, daß gerade akademische Alpenvereinssektionen sich im allgemeinen nur dort halten und gedeihlich entfalten konnten, wo die Nähe von Gebirgen, seien es die Alpen oder Mittelgebirge, die Ausübung praktischen Bergsteigens gestatteten. So erscheint es denn geradezu als die Erfüllung einer Dankespflicht gegen unsere heimatlichen Berge, wenn wir ihnen in dieser Festschrift eine besondere Besprechung hinsichtlich des befruchtenden Einflusses, den sie auf die bergsportliche Tätigkeit der Sektionsmitglieder ausübten, widmen. Einen besonders klaren Ausdruck findet diese Tätigkeit zweifellos in dem Anteil, den die Mitglieder an der Erschließung des Gebirges haben, auch liegen hierfür im Schrifttum besonders genaue und lückenlose Zeugnisse und Unterlagen vor.

Neben dem festlichen ist es noch ein Anlaß allgemeiner Natur, der eine prüfende Rückschau in der angegebenen Richtung rechtfertigt: Wie der Fehrmannsche Führer von 1923 mit Recht sagt, „ist die Zahl unbestiegener Gipfel von Bedeutung erschöpft, die lohnender neuer Wege nur noch

sehr beschränkt“. Mag es vielleicht in Zukunft noch diesem oder jenem bergbegeisterten Mitglied der Sektion beschieden sein, ein Problem oder Problemchen aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken, so wird dies weder das allgemeine Bild der Erschließung unserer Bergwelt noch auch das Bild des Anteils der Sektion an dieser Erschließung in seinen wesentlichen Zügen zu ändern vermögen.

Einige erläuternde Worte zur Überschrift erscheinen hier am Platze: Der Ausdruck „bergsteigerische“ Erschließung sollte die Klettersportliche im Gegensatz zur touristischen Tätigkeit kennzeichnen*; betrachten wir doch die Bezeichnung „Bergsteiger“ als einen Ehrentitel für alle die, welche bei aller Begeisterung für das sportliche Moment sich Auge und Herz offen halten für die stille und ernste Schönheit unserer Bergwelt. Möchte daher das Wort „Bergsteigen“ recht weitgehend Verwendung finden an Stelle des weniger schönen „Klettern“ oder gar des scheußlichen „Kraufeln“, bei dessen Vernehmen man im Geiste unwillkürlich den hilf- und planlos am Felsen scharrenden Nagelschuh sieht und hört!

Der Name „Sächsisches Felsengebirge“ wurde einer seit Jahren in hiesigen Bergsteigerkreisen im Gange befindlichen Bewegung folgend für die frühere Benennung „Sächsische Schweiz“ gewählt, in Ansehung des Umstandes, daß letztere Bezeichnung dem wahren Charakter des Gebirges keine Rechnung trägt und es dem Fluche der Lächerlichkeit aussetzt; denn wie der Fehrmannsche Führer mit Recht bemerkt, hat das Gebirge mit der Schweiz ganz und gar keine Ähnlichkeit. Die Zeiten, wo man beim Auslande Anleihen machen mußte, um einer Bezeichnung Ansehen zu sichern, sind vorüber – hoffentlich für immer. Noch ist für den alten, eingebürgerten Namen keine ihn voll ersetzende und dabei bessere Benennung gefunden. – Wer wagt sich an dieses Problem?

* Einen Beitrag zur Kenntnis der touristischen Erschließung liefert der Jahresbericht 1907 der A.S.D.: O. Schuster und W. Voigt, Verzeichnis der touristischen Literatur über die Sächsische Schweiz.

Für die vorliegende Arbeit diente als Grundlage zur Gewinnung der Namen und Daten der Erstbesteigungen und Erstbegehungen, die von Mitgliedern der A. S. D. ausgeführt wurden, bzw. an denen solche beteiligt waren, die 1923 erschienene zweite Auflage des Fehrmannschen Führers „Der Bergsteiger im Sächsischen Felsengebirge“.

Es ergibt sich bei näherer Betrachtung das erfreuliche Bild, daß die A. S. D. in dem rund dreißigjährigen Zeitraum (1891–1922), welcher von den ersten Neutouren kletter sportlicher Natur im neuzeitlichen Sinne bis zu dem praktisch vollendeten Abschluß der Erschließung des Felsengebirges verfloßen ist, mit einer erstaunlich hohen Zahl von Neufahrten (insgesamt 93), seien es Erstersteigungen von Felsen oder Erstbegehungen von Wegen, beteiligt ist – eine Zahl, die von keiner Klettervereinigung (ausgenommen vielleicht der Klub „Schwarzer Kamin“) auch nur annähernd erreicht wird. Den Hauptanteil an dieser Gestaltung des Bildes hat, sowohl was die Bedeutung der Felsen als die Zahl der Touren (33) anbelangt, die überragende Persönlichkeit Oskar Schusters. Er ist es, der zu Beginn der neunziger Jahre die kletter sportliche Erschließung unseres Gebirges überhaupt einleitete. Seine markanteste Tat in dieser Hinsicht war – nachdem er 1891 seine ersten Touren im Bieltale ausgeführt hatte, wobei er erstmalig den auf seinen Namen getauften Turm erstieg – die im September 1892 mit Martin Klimmer durchgeführte erste Begehung des Schusterweges am Falkenstein*, die erste Besteigung des Felsens ohne künstliche Hilfsmittel überhaupt.

Die Jahre 1892 und 1893 werden hinsichtlich der Erschließertätigkeit ganz von dem Wirken O. Schusters beherrscht; alle damals überhaupt ausgeführten Neutouren sind sein Werk: ein hundertprozentiger Anteil an der Erschließung. Neben der erwähnten Erstbegehung des Schusterweges am Falkenstein ragen in der Reihe der in dem ersten

* Der Originalbericht Schusters (bisher unveröffentlicht) über diese Begehung ist auf Seite 22 abgedruckt.

Jahrzehnt (1890–1900) unter Beteiligung von Conrad und Friedrich Meurer, O. Weidenbach, Martin Klimmer, Fritz Böhme, Paul Müller, Julius Dümmler u. a. von Schuster (als durchgehends Führendem) ausgeführten Neutouren besonders hervor: 1893 Erstbegehung des Schusterwegs am Feldstein (Taltwächter), des Alten Ostwegs am Hohen Torstein, die erste bekannte Begehung des Alten Nordwegs am Goldstein, ferner die Erstersteigungen des ersten und dritten Lehnsteigturms sowie des Böhmeturms; 1894 die Erstersteigungen des Spizen Horns, Winklerturms, Meurerturms, Dreifingerturms, Wartturms, Zuckerhutes, Großkigners und Runden Steins (Kampfturm). Aus dem Jahre 1896 sind die Durchführungen des Westwegs am Mönchstein, des Nordkamins am Falkenstein, aus dem Jahre 1897 die erste Begehung der Schusterschen Variante am Hohen Torstein, des Alten Westwegs am Falkenstein und die Erstersteigung des Osterturms, aus dem Jahre 1898 die Erstersteigung des Spizen Turms bemerkenswert*.

Entsprechend der Entwicklung, welche die Technik der Kletterei im Elbsandsteingebirge nahm, daß man nämlich zunächst den griffarmen steilen Wänden auswich und den Zugang zum Gipfel mittels der durch die natürliche Gliederung des Felsens gegebenen Ramine und Risse suchte, in welchen ein Sturz weniger zu fürchten war, stellen auch die hier erwähnten Anstiege meist Ramin- bzw. Rißklettereien von nach unserem heutigen Maßstabe mittlerer Schwierigkeit dar. Daß aber ein Oskar Schuster auch vor Wandstellen selbst exponierter Art nicht zurückschreckte, beweist z. B. die Originalroute des Schusterweges, an dem die Begehung der steilen Platten im unteren Teil, der noch klammerlosen Steilrinne im oberen Teil für die damalige Zeit recht beachtliche Leistungen der Wandkletterei darstellen; gleiches gilt für den Quergang am ersten Lehnsteigturm und den Alten

* Die ausführliche Beschreibung aller dieser Touren aus der Feder O. Schusters findet sich in Nr. 2 der Schriftenfolge „Der Bergsteiger“ (herausgegeben von der Gilde vom Berge), betitelt: „Aus Oskar Schusters Tagebüchern“.

Weg am Winklerturm; auch Zuckerhut und Großflüner sind Wandklettereien, zum Teil ausgefetzter Natur. Man bedenke, daß zu jener Zeit die Erstbegeher nicht wissen konnten, bis zu welcher Neigung und Größe ein Tritt noch benützt werden kann, daß also nicht nur Wege, sondern Schwierigkeitsgrade zu erschließen waren, um ihre Leistung ganz würdigen zu können. Von 1899 an treten Oskar Pusch und Hermann Sattler auf den Plan und führen folgende bemerkenswerte, zum Teil „klassische“ Neutouren durch: Pusch ersteigt 1899 mit E. Eichler erstmalig das Hintere Pechosenhorn (NW.-Gipfel) und mit P. Poppe das Blaue Horn sowie 1902 den Bergfried und führt 1901 die erste Begehung des Nordwegs am Großen Spitzen Horn, 1902 die des Puschwegs am Kampsturm durch, während Sattler 1901 an der Vorderen Kleinen Gans den Sattlerweg, den Nordweg am Meurer-turm und die Erstersteigung des Kreuzturms ausführt. Mit letzterer Kletterei wurde damals ein neuerer Grad der Schwierigkeit der Risikletterei erreicht; sie galt für mehrere Jahre als das Nonplusultra der Kletterei im Elbsandstein-gebirge*. Erwähnenswert aus Sattlers Erschließertätigkeit sind weiterhin die Erstbegehung des Ostwegs am Falkenstein, die Erstersteigung des zweiten Lehnsteigturms (1902) und die Erstersteigung des Fensterturms (1903). — Auch diese Anstiege vollziehen sich im allgemeinen in Rissen und Kaminen mehr oder weniger erheblichen Schwierigkeitsgrades. Die Großtat des Gipfelstürmers Albert Kunze im Jahre 1903, die Bezwingung der Esse an der Lokomotive, leitete eine Periode ein, der sich die Sektion zunächst nur zögernd anschloß, die Periode der Wandkletterei. Es sind besonders die Jahre 1903 bis 1909, die Glanzzeit des Klubs „Schwarzer Kamin“, der sich die Ausbildung der schweren Wandkletterei zur Aufgabe gemacht hatte, wo wir an der Kurve der Neutouren der A. S. D. eine auffallende Depression wahrnehmen. Die während dieser Zeit von Mitgliedern der

* Die bisher unberöfentlichte Beschreibung dieser Neutour aus der Feder des Erstersteigers befindet sich Seite 26.

Sektion durchgeführten Neutouren fragen auch im wesentlichen noch den Stempel der alten Richtung und stellen keine Steigerung gegenüber den früheren Leistungen dar. Bemerkenswert aus jener Zeit sind 1905 die Erstersteigung des Schüzelskopfs durch Schueller und Schüzel und 1906 die Erstersteigung des Viererturms durch Walter Voigt und Gefährten. Aber es erstand aus der Mitte der Sektion in Hans Neuber ein Bergsteiger, der auch die neue Richtung erfolgreich zu vertreten wußte. Teils als Alleingehender, teils in Gemeinschaft mit Mitgliedern des Klubs „Daxensteiner“ führte er in jenen Jahren unter anderen folgende, zum Teil äußerst schwere Neutouren aus: 1908 Obere Winterbergspitze (Erstersteigung), 1909 Ersteigungen des Riegelkopfs, Dompfeilers und Vorderen Verborgenen Turms, 1910 Ersteigungen des Dickkopfs, der Firnadel, des Neuberturms (sämtlich in den Tysaer Wänden) und die erste Begehung des Daxensteinerwegs am Osterturm. Die nach dem Jahre 1911, in welchem der Tatendrang feierte, erneut einsetzende Aufwärtsbewegung der Kurve ist veranlaßt durch das bergsteigerische Wirken teils H. Neubers, teils einiger anderer Sektionsmitglieder, zu denen auch der Verfasser dieser Zeilen zählt. Von bemerkenswerten Neutouren Neubers aus dieser Zeit seien hier genannt: Neubertweg am Rauschenstein und Ellensweg am vierten Lehnsteigturm (1913); von den Neutouren der anderen seien hervorgehoben: Pfeilschmidtwege am Kampfturm und an der Alten Wenzelwand (1912), Pfeilschmidtweg an der Verlassenen Wand (1913), der verschmitzte Westweg von Facilides am Schüzelskopf und endlich als eine besondere Leistung die letzte, aber nicht geringste Erstersteigung der A.S.D., die des Silberwandturms durch Victor Jakob 1914. —

Der Weltkrieg entfaltete wie auf allen Gebieten, so auch auf dem des Sports seine verheerende Wirkung, und so sehen wir denn — abgesehen von einer unbedeutenden Neubegehung an der Feldwand 1915 und der Beteiligung Röhnick's am Rengertweg des Großen Wehlturms 1916 — in den

Jahren 1914 bis 1918 die Erschließertätigkeit der Sektion brachliegen. Standen doch wohl alle, die dazu berufen gewesen wären, auf diesem Gebiete die Sektion weiterhin würdig zu vertreten, im Felde, und gar mancher von ihnen kehrte nicht zurück. Auch an dieser Stelle sei daher der gefallenen Bergsteiger der Sektion in Ehren gedacht!

Die bemerkenswerte Erscheinung, daß sich in den Jahren unmittelbar nach dem Weltkriege auf sportlichem Gebiete überhaupt und bergsportlichem insbesondere eine vermehrte rege Tätigkeit entfaltete, gleich als habe sich während der Kriegsjahre eine Welle von Tatendrang in den Seelen der Bergbegeisterten angestaut, machte sich auch im Sektionsleben bemerkbar. Nicht nur daß ältere Touren höherer Schwierigkeitsgrade weit zahlreicher als vor dem Kriege durchgeführt wurden, auch die Zahl von Neufahrten zeigte eine bei der scheinbaren Erschöpfung an Problemen bemerkenswerte Zunahme. Allerdings sind gerade im Jahre 1919 die größere Zahl von Neufahrten solche, an denen Mitglieder der A.S.D. an der betreffenden Tour nur beteiligt waren, nicht führten. Wer die Verhältnisse in unserem Gebirge kennt, schätzt mit Recht die Leistung der Nachsteigenden ganz erheblich geringer ein als die des Führenden. In diesem besonderen Falle, nämlich bei den Neutouren des Jahres 1919, liegt aber eine Ausnahme von dieser Regel vor, indem es sich um die Neufahrten E. Rengers handelt, an denen Martin Röhnick als Nachsteigender beteiligt war; diese Touren sind von einer solchen Qualität und Schwierigkeit, daß dem Nachsteigenden (besonders am Wege durch die Nordwand des Großen Wehlturms) ein besonderes Maß von Kletterfähigkeit und Selbständigkeit zugebilligt werden muß, seine Beteiligung also eine bedeutende Leistung darstellt, die erst die Durchführung des Weges ermöglicht. Solche Touren großen Stils, an denen M. Röhnick 1919 beteiligt war, sind der F.R.D.-Weg an der Kleinen Zinne, der Weg durch die Ostwand des Bloßstocks und der Übergangsweg am Großen Falknerturm. Eine Anzahl von An-

stiegen führte im gleichen Jahre der Verfasser dieser Zeilen durch; von ihnen seien Feinschmecker auf die anregende Wand-Rißkletterei des kurzen NW.-Weges am Nordöstlichen Ganskopf hingewiesen.

Aus den Neutouren der Jahre 1920 und 1921 verdienen die von M. Röhnick durchgeführten Anstiege: F&V.-Weg am Zitronenkopf und Südostweg an der Fluchtwand besonders hervorgehoben zu werden.

Nicht unerwähnt bleibe in diesem Zusammenhange, daß R. Fehrmann 1922 bei den Vorarbeiten zu seinem neu herauszugebenden Kletterführer an die Sektion mit der Bitte um Nachprüfung der seit 1913 im Schrammsteingebiet durchgeführten Neutouren herantrat und dies gern zugesagt erhielt. Leider hielten freilich recht viele Sektionskameraden, an die dieser Ruf erging, in gewohnter Höflichkeit an dem ihnen vom Bergsteigen her vertraut gewordenen Grundsatz „Bitte, nach Ihnen!“ fest, und so waren es denn schließlich allein Lamprecht, Möhl und die beiden Verfasser dieser Arbeit, die sich der wenn auch zum Teil mühsamen, aber lohnenden und lehrreichen Aufgabe widmeten. Neben genauem Kennenlernen des Gebietes ergab sich dabei auch die Auffindung einiger Probleme, deren Durchführung der glückliche Entdecker sich nicht nehmen ließ. Der unter dem Namen „Sandweg“ bekannt gewordene Anstieg am Hohen Torstein ist davon der bedeutendste; die launige Schilderung seiner Begehung, die bisher noch nicht wiederholt ist, aus der Feder eines der Teilnehmer findet sich am Schlusse der Arbeit. Diese Anstiege erfordern freilich für den, der nicht über gute Kamin- und Rißtechnik verfügt, Kraft und Ausdauer und sind daher – wohl zu Unrecht – als „Schinder“ verschrien. Von längeren Anstiegen dieser Art sei der Neue Ostweg an den KokoKotürmen erwähnt, vom Westweg am Westlichen Wehlturm ganz zu schweigen!

Der Vollständigkeit halber sei endlich erwähnt, daß auch nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Fehrmannschen Kletterführers (1923) noch eine Anzahl von Neufahr-

ten durch Mitglieder der A.S.D., insbesondere den Verfasser dieser Zeilen, durchgeführt wurden, daß diese aber in der vorliegenden Statistik keine Berücksichtigung fanden, da sie zurzeit noch der Nachprüfung unterliegen und noch nicht durch Aufnahme ins Schrifttum sozusagen approbiert sind; der durch gute Linienführung sich auszeichnende Talweg am Südlichen Wiesensteig mag aber immerhin hier erwähnt sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die A.S.D. an der bergsteigerischen Erschließung des Sächsischen Felsengebirges von Anbeginn an in über dreißigjährigem Zeitraum stets erfolgreich mitbeteiligt war; in hervorragendem Maße gilt dies insbesondere für die „klassische“ Zeit von 1891 bis 1902. — Dies berechtigt, mit Stolz auf das im ganzen abgeschlossene Werk zu blicken; doch sei es uns nicht Anlaß, auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen, sondern möge besonders unseren Nachwuchs anspornen, durch eifrige Übung des Bergsportes das Ansehen der Sektion hochzuhalten und durch nach jeder Richtung hin einwandfreie Begehungen der erschlossenen Wege das überkommene Werk zu wahren und zu pflegen.

Meine bisherigen Besteigungen des Falkensteins (378 m) und vorhergehenden Versuche an dem Berg

Von Dr. Oskar Schuster

Der erste Versuch, diesen kühnen Wart zu bezwingen, den ich mit meinem Freunde M. Klimmer aus Dresden unternahm, mißlang. Es war um 1891, wenn ich nicht irre. Wir gingen über Postelwitz zur Westseite des Berges. Ich versuchte daselbst in die Höhe zu klettern, hatte aber kein Glück; nun wandten wir uns gegen Norden (oder besser gesagt Nordwesten), wo eine steile Gasse durch die Wand hin abzieht, die aber ziemlich hoch oben abbricht. Ein sehr steiler Kamin vermittelt den Anstieg zur Gasse. Da aber das Wetter

miserabel, der Fels naß war, so gelang der Versuch nicht, – vielleicht ist ein Hinaufkommen ohne künstliche Hilfsmittel sogar ganz ausgeschlossen. Nun ging's durch greuliches Gebüsch auf die Ostseite. Hier fanden wir eine Leiter versteckt, kurz darauf eine zweite. Mit Mühe wurde eine derselben wieder zum Kamin zurückgebracht und angelegt. Trotzdem war ein Hinaufkommen nicht möglich. Nun ging's mit der Leiter wieder zur Ostseite. Dort machten wir trotz des Regens einen Versuch in dem jetzt gewöhnlich zum Anstieg benutzten Kamin. Endlich gaben wir, ohne zur ersten Terrasse gelangt zu sein, den Versuch auf und wanderten nach Schandau zurück.

Die I. Besteigung über die Ostwand

Dienstag, 27. Sept. 1892

Früh 7h 5m fuhr ich mit Klimmer vom Böhmischem Bahnhof ab. Über Schandau wanderten wir durch den Lattengrund zum Schrammtor. Von dort ging es pfadlos zur östlichen Wand des Falkensteins. Dieses Mal gelang es uns, den untern Kamin, der oben sehr glatt wird und nur wenig Griffe besitzt, zu besiegen und auf das erste Band zu gelangen. Dieses verfolgten wir in nördlicher Richtung, bis es abriß. Böse Platten erhoben sich unmittelbar über uns, es schien unmöglich, die Wand zu erklettern. Da machte ich den Vorschlag, die unter der Wand stehengebliebene Leiter heraufzuholen und an den Platten anzulegen. Nach harter etwa einstündiger Arbeit hatten wir die Leiter glücklich am Seile über den Kamin hinaufgeschafft und an den Platten angelegt. Leider reichte dieselbe nur etwa 5 m hoch, dann begann die Kletterei. Dieselbe gestaltete sich zu einem sehr bösen Stück Arbeit. Ungemein glatt und abschüssig erheben sich die Platten, von kurzen Absätzen unterbrochen. Es geht direkt aufwärts, bis ein schmales Band den Ausweg nach links zu einem zweiten Bande zeigt, über dem sich die Wand überhängend erhebt. Man wendet sich nun mehr gegen die

Nordostseite. Ein Spalt wird überseht, dann geht es auf dem Bauche über zwei Platten aufwärts, über die Überhänge hineinragen. Nach Überwindung dieses Stückes steigt man direkt durch einen kleinen Spalt aufwärts zu einer starken Kiefer. Ein horizontales Band wird nun nach rechts verfolgt und darauf wieder ziemlich schlecht zu einem zweiten Baum direkt angestiegen. Dieses Stück war unter den damaligen Zuständen das gefährlichste der ganzen Tour. Schmale Grasbänder nur machten ein Hinaufkommen möglich, dieselben trat ich beim Abstieg zum Teil ab. (Jetzt ist an dieser Stelle ein Seil an einem Eisenstift befestigt.) Es folgt nun abermals eine Platte, die zu einer merkwürdigen Felsverklüftung hinaufführt. Diese Verklüftung wird durchstiegen, man gelangt wieder zu einem Baumstamm. Nun geht's im Reitsitz – das rechte Bein hängt frei über eine Riesenplatte hinab – hinüber nach rechts zu einem Band. Hier verloren wir viel Zeit. Ich machte an verschiedenen Stellen Versuche, die aber nicht zum Ziele führten. Schließlich verfolgte ich das Band nach links zu einer Art Felsschneise. Durch diese geht es mit guten Griffen hinauf auf einen breiten Absatz, der ziemlich tief in das Massiv des Berges einbiegt. Ein Riß vermittelt den weiteren Anstieg. Derselbe wird jedoch nicht bis zum oberen Ende verfolgt, sondern etwa in der Mitte auf ein ganz schmales Band gegen links ausgestiegen, das zum stolzen Gipfel heranleitet. 1 h 10 m p. m. war derselbe besiegt. Er ist ziemlich unregelmäßig gestaltet und zeigt – da große Zerklüftung herrscht – mehrere Spitzen.

Auf der mittleren Spitze finden sich Initialen. Ziemlich abgespannt ließen wir uns nieder und betrachteten die herrliche Aussicht, deren Beschreibung ich einer kompetenteren Feder überlasse. Da wir den Abstieg um keinen Preis wieder auf der Anstiegsroute nehmen wollten, entschlossen wir uns, gegen Nordwesten auf der Route unserer Vorgänger abzustiegen. Anfangs geht's ziemlich leicht durch einen Spalt, der aber bald umbiegt und senkrecht wird. Nun heißt es mit

großem Schritte eine tiefe Spalte übersezen. Man kommt nun in die Felsgasse, die vielleicht richtiger mit dem Namen Kessel belegt wird. Es geht einige Schritte auf einem Bande, dann heißt es einen zweiten Spalt übersezen. Glatte Platten, in denen man noch die ganz mit Moos bewachsenen, eingehauenen Spuren der ersten Ersteiger wahrnehmen konnte, führten hinunter zu einem Felsenloch, unterhalb dessen die Wand auf einige Meter senkrecht und glatt zu einem breiten Bande abfiel. Ich setzte mich im Loch fest und ließ Klimmer auf das Band hinab. Da er von diesem wegen der Wände auf den Grashang nicht absteigen konnte, welcher sich etwas unterhalb des Bandes befindet, ging er an das andere Ende des horizontalen Bandes (Länge etwa 25 m) und sprang dann über eine kleine Wand zu dem Grashang hinab, der – ringsum von Wänden umschlossen – die untere Stufe des erwähnten Felskessels bildet. Nur ein Ramin öffnet einen Ausweg nach unten. Da derselbe aber sehr schlecht erschien, so fing die Sache an bedenklich zu werden. Konnten wir denselben nicht forcieren, so waren wir in der schönsten Mausfalle, denn das Seil langte bei weitem nicht, uns auch den Rückzug zu sichern. So entschloß ich mich, Klimmer zum Rückzug zu rufen. Da Klimmer nicht direkt auf das Band kommen konnte, mußte er wieder an der Stelle den Anstieg versuchen, über die er etwas voreilig hinabgesprungen war. Aber, o Schrecken! Unmöglich! Sechs oder sieben Male machte er resultatlose Angriffe; endlich überwand er in halber Verzweiflung doch die Stelle. Nun stand er bald bei mir. Der Rückzug nach dem Gipfel mußte also angetreten werden und ging gut vonstatten. Ich muß gestehen, daß es mir vor dem Abstieg bangte. Doch wir müssen hinab! Und das Vorhaben gelang. $\frac{1}{2}$ 4 Uhr Nachmittag etwa erreichten wir das untere Band (1. Terrasse). Da wir seit früh 7 h etwa nichts genossen und getrunken hatten, stillten wir hier unsern ersten Hunger. Dann ging's durch den untersten Ramin und hinab nach Schandau.

Heute galt's dem für unersteiglich gehaltenen Nachbar des Bloßstocks, auf den vor acht Tagen Herr Meylan eine Route festgestellt und schon zum Teil begangen hatte. Ich war am Sonnabend nachts von einem Sommerball spät nach Hause gekommen und war so unhöflich gewesen, meine Balldame mit Rücksicht auf die morgige Tour nicht nach Hause zu begleiten. Trotzdem blieben mir nur vier Stunden Schlaf. Ich fuhr um 6 Uhr mit Oskar (Pusch) von Dresden weg. Von Schandau fuhren wir elektrisch zum „Nassen Grund“ und eilten trotz der großen Hitze schleunigst hinauf zum Bloßstock, wo uns Meylan schon von weitem zujauchzte (8,30 Uhr). Wir kleideten uns um und frühstückten ausgiebig, und das war sehr gut. Herr Meylan hielt für nötig, zum Einstieg in den oberen Kamin eine kurze Leiter zu bauen; er hatte deshalb mit Gerbing zwei lange Stämme gefällt, um diese statt der Leiter zu verwenden. Um 9 Uhr begann das schwere Werk. Meylan und Gerbing kletterten rechts hinauf in dem sich nach unten öffnenden Kamin und kamen in eine Scharte zwischen Hauptturm und einem Nebenzacken östlich. Nun zogen sie die Bäume hinauf, dann folgten Oskar und ich. Wir sahen uns nun die Stelle an, wo der Schlüssel zur Ersteinigung lag. Der Kamin läuft hier in 1½ m Höhe in die glatte Wand aus, darunter befinden sich einige notdürftige Tritte, von denen aber nur der ganz links liegende brauchbar ist. Ein Felskopf unter dem Wandel bietet guten Auftritt und Platz für eine zweite Person zum Sichern. Links geht es tief hinab, und das ist eben das Gefährliche an der Sache. In der Wand rechts (nördlich) vom Kamin ist ein schlechter Griff für die rechte Hand. Im Kamin selbst in der nördlichen Wand zieht ein enger Riß herab, das hatte Meylan nicht gesehen.

Ich halte mich rechts und fasse mit der Linken in den Riß und bekomme einen sehr guten Griff. Sofort rufe ich Oskar, er soll sich setzen, damit ich ihm für alle Fälle auf die Schulter treten kann. Jetzt ein Schwung, und ich bin im Kamin, von hinten werde ich noch etwas unterstützt, und nun geht's

mühsam und schwer hinauf zu einer breiten Felsrippe, die sich rechts (nördlich) von der Hauptwand ablöst. Hier ruhe ich und erwarte Meylan; er kann viel schwerer einsteigen, da er kürzer ist und für die linke Hand den Griff nicht erreicht. Endlich ist er bei mir, ruht etwas und steigt dann wieder in den hier sehr engen und schweren Ramin ein.

Nun kommt plötzlich eine unerwartet schwere und enge Stelle. Dreimal setzt Meylan seine volle Riesenkraft ein, vergebens. Er kann unter der engen Stelle ins Innere kriechen und sich ausruhen. Ich schlage ihm vor, sich da festzusetzen und mich ans Seil zu nehmen und im Falle eines Ausgleitens oder Fallens nach innen zu ziehen. Und dieser Gedanke rettet die Tour. Meylan ist ganz entzückt! Er sichert mich, und nach heftigster Anstrengung habe ich die Stelle bewältigt. Nun sind noch über 20 m zu erklettern. Der Ramin ist furchtbar eng, glatt und grifflos, kurz: äußerst schwer. Zu dieser Strecke brauche ich fast eine Stunde, denn nur zentimeterweise kann ich mich emporschieben. Endlich 11,25 Uhr verkündet ein matter Juchzer von mir, daß ich glücklich den stolzen Gipfel erreicht habe. Ich war ausgepumpt bis aufs letzte und mußte lange ruhen, bis die Hände das Seil wieder wirklich fest fassen konnten.

Inzwischen ist Gerbing bis zur Rippe vorgeedrungen. Dann beginnt Meylan wieder; er stöhnt und flucht, das ist bei ihm das Zeichen, daß es sehr schwer geht. Aber er macht sich die Arbeit leicht und packt mit der Linken das Seil; endlich steht er todmatt bei mir, und wir gratulieren uns. Dann kommt Gerbing nach langer Zeit nach, ebenfalls ganz erschöpft. —

Eines Zwischenfalles muß ich noch gedenken. Wie ich Meylan grade am Seil habe, ruft Gerbing plötzlich: „Sattler, gehen Sie weg, es kommt ein Bienenschwarm!“ In der Tat hörte ich schon seit einigen Minuten ein Sausen, ohne es jedoch zu beachten. Schnell rufe ich Meylan zu, er soll sich verklemmen, und im Nu stecke ich wieder im Ramin. Das Sausen kommt näher, und wie ich einmal hinüber zur

Morschen Sinne gucke, da ergießt sich eine braune Welle an der Wand in die Höhe über den Gipfel. Wenn die Bienen nun zu uns, 6 m weiter nördlich, flogen? Als letzter kommt Oskar nach, auch er gratuliert zu dem Kamin; inzwischen ist es 1,05 Uhr geworden!

Wir entkleiden uns halb, um uns an dem schwachen Lüftchen zu kühlen, doch die Sonne brennt unbarmherzig und verbrennt mir meinen linken Arm. Gerbing hat am Seil Meißel, Hammer und eine Stange heraufgeschickt. Wir machen ein Kreuz und pflanzen es auf, als Zeichen unseres Sieges. Den Vorschlag, diesen Gipfel „Sattlerturm“ zu nennen, weise ich zurück, da doch Mehlan den Weg gefunden hat, wenn ich ihn auch zuerst gemacht habe. Der Name „Kreuzturm“ wird dann einstimmig angenommen. Beim Deponieren des Zettels finden wir ein Schwalbennest mit fünf Jungen, die wir natürlich ungestört lassen. Um 2,05 Uhr beginnen wir mit dem viel leichteren Abstieg. Oskar ist zuerst 2,25 Uhr unten. Dann folgt der Werkzeugbeutel, der sich verklemt und von Gerbing erst losgemacht wird. Wir hatten Gott sei Dank über 100 m Seil, wenn wir auch beim Klettern nur 60 m verwandten. Ich gehe als dritter hinab und warte an der engen Stelle, um Mehlan von innen zu sichern. Er wirft alles Seil herab und kommt flott herunter. Wie ich an der Rippe das Seil losmachen will, hat sich ein Teil verklemt, und nach sehr langen, großen, aber leider vergeblichen Anstrengungen muß ich Oskars Seil zerschneiden; das gab mir einen Stich ins Herz, so ein schönes neues Seil und 8 m hängen lassen. Um 3,30 Uhr endlich stehe ich beim Gepäck. Bis 4 Uhr erholen wir uns und essen und trinken. Dann geht's hinab zum Wasserfall (4,30 Uhr). Dort sitzen wir bis 6 Uhr; Gerbing hat uns schon lange verlassen. Da schlägt Mehlan vor, den Bloßstock noch zu machen. Ich sage zu, Oskar will sich inzwischen die Bauernlöcher ansehen.

Um 1/27 Uhr steigen wir schon ein, Mehlan voran. Er klettert sehr schwer und rutscht viel aus und flucht heftig,

mir wird's ganz angst. Endlich ist er über das Schlimmste weg, und ich komme nach. Um ihn nicht zu gefährden, gehe ich auch innen und treffe leider die Stelle nach außen nicht richtig. Dreimal setze ich alles ein, dann bin ich zu matt, um das übrige noch zu machen. Die Stelle war mir, trotzdem ich die Weste auszog, noch zu eng. Ich kehre um, und Meylan steigt noch vollends hinauf. Er ruft mir herunter, daß am Tag vorher (Sonnabend) Rüger und Dr. Gärtner oben waren, und daß er die 13. Besteigung macht. Dann kommt auch er, und ich beobachte ihn; es sieht schaurig aus, wie er so exponiert heruntergleitet. Um 8 Uhr schon haben wir uns wieder umgezogen und rennen nun im Lauffschritt hinab zum Wasserfall. Schnell jetzt in die Elektrische und hinein nach Schandau! Wir erreichen gerade das Schiff noch, nun im Sturm die Treppen hinauf, sein Zug ist noch nicht fort. Nun muß ich ihm auf ewig Lebewohl sagen, denn er kehrt in seine Schweiz zurück, und wir werden uns wohl nicht wiedersehen. Am nächsten Sonntag will er noch mit einem Freunde aus Auffig als letzte Tour die Gänse traversieren. Um 9,18 Uhr fahre ich heim, voll befriedigt von meinem heutigen Erfolge.

Die erste Begehung des Sandweges am Hohen Torstein (24. 9. 1922)

Von Walter Spielhagen

Es war im Spätsommer 1922, und das Laub der Bäume färbte sich schon braun, als mich ein geharnischter Brief meines Tourengefährten Dr. Pfeilschmidt aus meiner bislang ungestörten Tatenlosigkeit aufschreckte. „Unser Problem am Hohen Torstein ist in Gefahr! Andere haben schon begehrlche Blicke darauf geworfen, und wenn wir es uns nicht vor der Nase fortnehmen lassen wollen, dann . . .!“ Dem zu widerstehen war unmöglich. Der nächste Sonntag sah mich am Ostfuß des Hohen Torsteins, so zeitig, daß ich noch eine Stunde auf die Ankunft meines Gefährten warten

mußte. Er brachte den zufällig in dieser Gegend mit Geländeaufnahmen für seinen neuen Führer beschäftigten Dr. Fehrmann mit, der nach den Erklärungen Dr. Pfeilschmidts sofort in begeisterten Worten auf die Vorzüge und Feinheiten des neuen Weges hinwies.

Da wir als Spezialität die Rißkletterei betreiben, spielten Risse die Hauptrolle bei unserem neuen Wege; mit einem Riß fing er an, und mit einem Riß hörte er auf; dazwischen waren dann auch wieder Risse. Ein Sandkegel, dessen unberührte, schneeweiße Oberfläche uns Beweis genug schien, daß noch keine ruchlose Hand unser Problem berührt hatte, leitete zum überhängenden Einstieg in den Riß. „Hier soll ich Sie wohl nun kräftig unterstützen?“ fragte Dr. Fehrmann, indem er sich den Rock auszog. „Ja nicht! So etwas macht man doch allein!“ lautete die entrüstete Antwort, und richtig, in weiter Spreizstellung, einige Reibungstritte gut ausnützend, schob sich Dr. Pf. in den Riß hinein. Der war zunächst recht gutartig, nach 8 m verengte er sich plötzlich auf 2 m und bildete so einen Überhang, der zwang, weit herauszugehen. Dr. Pf. ließ mich bis zur Verengung nachkommen. „Sichern Sie mich jetzt?“ „Ja!“ logisch, mich krampfhaft in den Riß hineinklemmend. Aber mir hob jetzt ein Rutschen und Scharren an, und feiner, mir in den Nacken rieselnder Sand überzeugte mich von der eifrigen Tätigkeit Dr. Pf.s. Er kam gut vorwärts, bis etwa 10 m Seil abgelassen waren, dann stockte er und begann mit Aufräumungsarbeiten oder, wie Dr. Fehrmann sagte, „er wischte Staub!“ Statt des feinen Sandgerieselers kamen jetzt ganze Sandwolken von oben. Schließlich begnügte sich mein Gefährte nicht nur mit Sand, begann vielmehr den Hohen Torstein abzutragen, was ihn alsbald in eine lebhafte Debatte mit Dr. Fehrmann verwickelte, der die Schußwehr der Berge zu alarmieren drohte. Steine jeden Kalibers kamen durch die Luft gesaußt, wobei mir in meinem Riß, obgleich durch den Überhang gedeckt, recht ungemütlich wurde. Dr. Fehrmann gelang es einmal nur durch einen verzweifel-

ten Quersprung, einem Stein zu entgehen, der Kindskopf-
groß an seiner Nasenspitze vorbeisauerte. Unten sah ich die
Steine in lustigen Sprüngen den Hang hinuntereilen und
gegen die Bäume schlagen: bum, bum. In einer vorüber-
gehenden Gesechtspause fragte Dr. Fehrmann: „Doktor,
wenn Sie sich mal ausruhen wollen, brauchen Sie bloß den
Fuß aus dem Kamin heraus auf den Schutthaufen zu setzen,
den Sie sich aufgebaut haben!“ Schließlich stieg er weiter
unter fortwährender Sandabsonderung. Als das erste 40-m-
Seil abgelaufen war und ein zweites angeknüpft wurde,
piffen die Steine wieder durch die Luft, daß es ein Ver-
gnügen war. Gab das einen Luftdruck, wenn wieder mal
so ein recht schwerer Brocken unten auf den Sandkegel
prallte! Dr. Fehrmann hatte sich auf einer Felsplatte unter
einem Überhang unfern unseres Einstiegs eine appetitliche
Sammlung von Stücken Pflaumenkuchen hübsch säuberlich
auf weißem Papier ausgebreitet, frisch im Café Hentschel
in Postelwitz erstanden. Da kam, hui!, durch die Luft ein
Stein von seltener Größe und schlug neben der Felsplatte
in den Sand, mit dem Ergebnis, daß Pflaumenkuchen samt
Papier vor den erstaunten Augen des entrüsteten Besitzers
wie weggeblasen verschwanden und auf dem Sandhang vom
nachstürzenden Sand verschlungen wurden. Am Abend
angestellte Ausgrabungsversuche förderten nur mehr einige
Fetzen Papier zutage; der Pflaumenkuchen blieb verschollen.

Als Dr. Pf. etwa 50 m hoch war und sich der Steinregen
beruhigt hatte, ließ er mich nachkommen. Im Mittelalter
hat man Verbrecher menschlicherweise nur gerädert; hätte
man sie 1 Stunde lang in eine bestimmte Stelle eines engen
Risses gesteckt, sie hätten bald Mitleid gefunden! Nach Über-
windung der engen Stelle versperrte ein Klemmblock den
Weiterweg, der so lose im Riß klemmte, daß ich ihm nicht
recht traute. Weiter ging es durch einen Kamin; und nun
sah ich auch die Ursache des Steinregens. Der Kamin ging
über in einen weit in das Berginnere einschneidenden,
schluchtartigen Kamin, dessen sandiger, mit Steinen be-

deckter Boden steil zum Tal abfiel. Kaum berührte mein Fuß den Boden der Schlucht, als sich auch schon die Sand- und Steinmasse in Bewegung setzte. Nur unter möglichster Ausnutzung der steilen Schluchtwände war hier ein Vorwärtskommen möglich. Im hintersten Winkel dieses weiten Kamins traf ich mit Dr. Pf. zusammen. Über uns in etwa 20 m Höhe war der Kamin glatt abgeschlossen; ein Weiterweg gerade hoch schien unmöglich. Doch so leicht gaben wir den Kampf nicht auf. Erst versuchen, wie's oben aussieht! Ein Spalt im Hintergrund der Schlucht führte uns zu einem 10 m höheren Absatz, überdacht von der weit ausladenden Kamindecke. Wie nun weiter? Da sehen wir schräg über uns einen Lichtschimmer; da muß also ein Durchbruch durch eine Kaminwand sein! Doch wie da hinaufkommen? Ein riesiger Klemmblock über unserem Standplatz zwingt unbedingt, in den gut 1,5 m breiten Kamin hinauszupreizen. Einer sieht den anderen fragend an; schließlich faßt mein Gefährte den großen Entschluß. Mit den Schultern an der einen Kaminwand, den Fußspitzen an der anderen, bewegte er sich langsam aufwärts. Das waren recht kritische Augenblicke, denn meine Sicherung von der kleinen Kanzel aus war recht illusorisch, mußte ich ihm doch zunächst mit beiden Händen die Füße an der glatten Kaminwand halten. Am kritischsten aber wurde die Situation, als Dr. Pf. eine auf dem Sperrblock liegende Platte als willkommenen Griff anpackte, diese sich in Bewegung setzte und zwischen uns beiden verschwand, Dr. Pf.s Mütze mitnehmend. Nach großen Anstrengungen erreichte er jedoch glücklich eine Höhlung in der rechten Kaminwand und verschwand plötzlich meinen Blicken. Nicht lange, so ertönte das erlösende „Nachkommen!“, wußte ich doch jetzt, daß der eingeschlagene Weg richtig war! Zentimeterweise arbeitete ich mich hoch, bis ich einen rettenden Griff faßte und mich zu meinem Gefährten in das Felsloch zog, ähnlich dem „Kirchl“ am Schmittkamin der Fünffingerspize. Voller Neugierde krochen wir über Geröll dem Ausgang der Höhle zu, wußten wir

doch gar nicht, an welcher Stelle des Torsteins wir wieder ans Tageslicht kommen würden. Und was sahen wir! Gerade über uns, einen Hang etwa 15 m hinauf, war die Stelle des Alten Weges, an der die breite, durch die Ostwand ziehende Terrasse durch einen Felsbau unterbrochen wird, durch den ein Tunnel, der sogenannte „Schwarze Kamin“, hindurchführt. Wir stiegen rasch den durch Steilstufen unterbrochenen Sandhang hinauf und gelangten über eine Wandstufe zum „Schwarzen Kamin“, den wir bis zur nördlichen Öffnung durchquerten. Es lag uns natürlich daran, unseren Weg bis zum Gipfel selbständig durchzuführen; wir benutzten deshalb die enge Fortsetzung des Schwarzen Kamins nach oben und erreichten einen Absatz mit prachtvollem Tiefblick in den ca. 150 m tief unter uns liegenden „Vorderen Winkel“ und in den Felskessel des Alten Weges. Über unschwere, anregende Wandstufen, dicht mit Heidelbeerkraut bewachsen (darum dauerte es nämlich so lange, ehe ich nachkommen durfte, weil Dr. Pf. erst auf jedem Absatz die Heidelbeeren aberntete), erreichten wir den sonnenumstrahlten Gipfel. 5 Stunden hatte unsere Kletterei gedauert, 5 Stunden köstlichen Erlebens.

„Warum wir an einer Wand noch einen neuen Weg anbrachten, an der es schon sechs andere gab?“ fragte man uns. Hat nicht jeder neue Weg, der anderen gegenüber besondere Eigenheiten hat und damit jedem Bergsteiger, nicht nur den Erstbegehern, neue Eindrücke vermittelt, Daseinsberechtigung? Und unser Weg ist in jeder Beziehung selbständig und eigenartig gegenüber den anderen Wegen. Nie, ausgenommen vielleicht den Grottenweg am Vorderen Raubschloß, sah ich im Felsengebirge eine ähnliche Stelle wie das „Kirchl“, und dann die steinschlaggefährliche Rinne! Möge dieser kurze Bericht dazu beitragen, dem Sandweg neue Freunde zu gewinnen!

Im Bereiche eines tibetischen Bergriesen

Von Dr.-Ing. Otto Israel, A. S. D.
a. o. Professor a. d. Technischen Hochschule zu Dresden

An einem wundervollen Maientag des Jahres 1914 sah ich ihn das erste Mal, und zwar aus einer Entfernung von fast zweihundert Kilometern. Ganz unerwartet kam es, denn obwohl unser Weg schließlich einmal in sein Bereich hineinführte und seine auf der Karte verzeichneten 7800 m unsere Spannung mit jedem Tage fast wachsen ließen, den wir ihm näher kamen, so dachte niemand daran, ihn jetzt schon aus seiner Umgebung emporragen zu sehen. Und es war auch ein seltener, glücklicher Zufall, wie er vielleicht kaum wieder einem Europäer in absehbarer Zeit zuteil werden dürfte, der uns diesen unbeschreiblich schönen ersten Anblick gestattete.

Wir setzten an jenem Tage mit unserer 60 Träger umfassenden Karawane den Marsch durch das ganz wenig erforschte Gebirgsland fort, das von den fruchtbaren Ebenen Szetschwans, der größten Provinz Chinas, in mächtigen Wällen bis zum tibetischen Hochplateau emporsteigt. Schon mehr als einen Monat hatten wir in diesem Gebiet zugebracht, waren manchen von einem Weißen bisher noch nie betretenen Pfad hier entlang gezogen und näherten uns gerade wieder einem Höhenzug, zu dem uns der Lauf eines kleinen Fließchens in anfänglich bequemem Tal hinaufführte, das aber bald in schluchtenartige Wildnis überging. Durch dichte, mitunter unheimlich dunkle Bambuswälder, über wüßt durcheinandergeworfene Felsblöcke und halb vermorschte, jämmerliche Stege, unter denen das Wasser schäumend toste, ging es seit dem frühen Morgen langsam vorwärts. Die menschlichen Niederlassungen – denn auch hier, weitab von den sogenannten Straßen, findet man chinesisch-tibetische Ansiedler, denen der fruchtbare Boden liefert, was sie brauchen – hatten aufgehört, und wir rasteten

vor dem letzten steilen Anstieg inmitten eines üppigen, urwaldmäßigen Durcheinanders, das sich hier noch ausbreitete, obwohl wir uns bereits über 2000 m hoch befanden. Während unsere Träger schweißbedeckt bald um ihre Lagerfeuer hockten, deren blauer Rauch flimmernd und zitternd in der heißen Maiensonne emporstieg, versuchte ich mich an der Hand meines Kartenmaterials über die ungefähre Lage des Gebirgszuges zu orientieren, dessen Kamm wir offenbar zustrebten. Aber wie schon so oft war dieser Versuch mit Hilfe der bestehenden Karten vergeblich – ganz erklärlich: was hätten, falls es anders gewesen wäre, meine topographischen und geodätischen Arbeiten hier draußen, meine Teilnahme an der Stößnerschen Szetschwan-Expedition, die mich in diese unerforschten und unzugänglichen Gebirge geführt hatte, für einen Sinn gehabt, wenn auch nur annähernd richtige Karten davon schon existiert hätten! Nach den Ergebnissen meiner bisherigen Messungen und Beobachtungen war aber anzunehmen, daß es sich um einen Ausläufer eines mächtigen, bis 5000 m aufsteigenden Bergmassives, des Peimuschan, handelte, welches ich vor einigen Wochen mit unserem Botaniker zusammen in vierzehn Tagen überquert und umschritten hatte. Spätere Feststellungen bestätigten diese Annahme. Vorläufig mußten wir aber erst einmal nach der Höhe, um weitere Gewissheiten zu erhalten. Nach zwei Stunden anstrengenden, mühseligen Steigens hatten wir sie erreicht – ein verhältnismäßig breites, mit dichtem Gras bestandenes und von Nadelwald eingefasstes Paßplateau, über dem die Sonne brütete und auf dem sich Hunderte von Schmetterlingen ein Stelldichein gaben.

Aber vor uns lag unbeschreiblich schön ein neues Stück Welt, das in nicht mehr abzuschätzender Entfernung durch die hauchzarten Konturen einer langen gezackten Kette beschneiter Gipfel begrenzt wurde. Nach schärferem Hinblicken gewährte man dahinter, noch zarter, eine zweite, über welcher dicke weiße Wolken lagerten, und an einer Stelle

– fast mutete es wie etwas ganz Unmögliches an – kam über diesem Wolkenstrich noch eine Bergspitze zum Vorschein. Und das war er, der Dschara. Überwältigt nahmen wir seinen ersten Gruß entgegen, den er uns durch das kristallklare Luftmeer hinweg über das ganze Gebiet der Sifangebirge zusandte, das wir in den nächsten sechs Wochen durchqueren wollten. geraume Zeit verging, bis ich mich an diesem wundervollen Bild, das keine photographische Platte, kein Pinsel, kein Stift und keine Feder hätte in einer der Wirklichkeit entsprechenden Weise festzuhalten vermögen, satt gesehen hatte und mit der Arbeit, die auch hier oben angesichts solcher Hochgebirgspracht nicht vergessen werden durfte, beginnen konnte. Genaue Luftdruck- und Lufttemperaturmessungen zur Bestimmung der Höhenlage des Standortes (in der Abbildung neben Seite 8 mit St. P. bezeichnet), Horizontal- und Vertikalwinkelmessungen zur Festlegung markanter Gipfel und wichtiger Punkte der Reiseroute mußten gemacht werden, denn eine solche Gelegenheit zu weiten Sichten kam nicht wieder, das war sicher.

Lediglich zur Orientierung des Teiles des Reiches des Dschara, das hier vor uns lag, gebe ich in der gleichen Abbildung eine Ansichtsskizze aus meinem Routenaufnahmebuch wieder, die ich dort oben in 3075 m Höhe zur Sicherung der vielen Disuren anfertigte, und die durch die darunter gezeichnete schematische Darstellung des Gerippes der wesentlichsten Gebirgszüge, wie es sich später als Gesamtergebnis ergab, so ergänzt wird, daß sich der Leser schnell zurechtfindet. Die Hauptstadt Tschengtou der Provinz Szechwan ist auf jedem Atlas in 31 Grad nördlicher Breite und 104 Grad östlicher Länge von Greenwich ohne weiteres zu finden, und danach ist unter Benützung des angegebenen Nordpfeiles der Plan leicht zu orientieren.

Wir hatten, um zu dem Riesen zu gelangen, der uns da aus weiter Ferne einen Blick in sein Reich gestattete, noch drei langgestreckte Gebirgszüge, den Niutuschan, den Panlanschan und den Tapauschan, zu überschreiten und die beiden

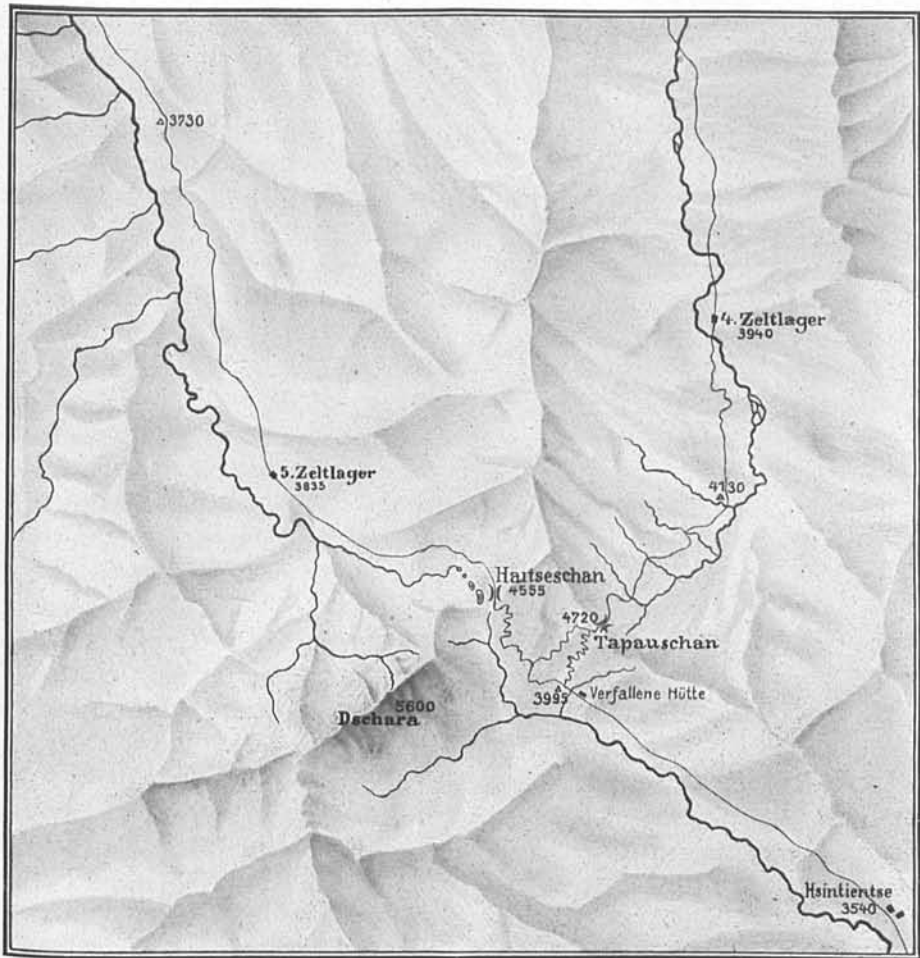
Flusstäler, die sich zwischen ihnen hinziehen, das des Orlho und des HsiauKinho, zu durchwandern. Dieser Anmarsch betrug insgesamt 300 km und wurde in 21 Marschtagen zurückgelegt. Manche Schwierigkeiten brachte er mit sich, aber auch herrliche Stunden des Genusses der oft wildromantischen, mächtigen und einsamen Bergwelt. Die Pässe, die zu ersteigen waren, wiesen im Anfang Höhen von rund 3000 m und der Panlanschan sogar fast 4600 m auf. Da wir für diesen Teil der Reise noch ohne Reittiere waren, erforderten die Anstiege oft unendliche Mühe und Kraftverbrauch, aber eingeschobene Rasttage in Hsinkeitse und Rumitschango entschädigten für die ungewöhnlichen Strapazen. Erst in dem letzteren Ort gelang es, von dort lagerndem Militär geeignete Pferde zu kaufen, so daß wir nun der Ersteigung des letzten Gebirgszuges vor dem tibetischen Hochland, dem Tapauschan, etwas beruhigter entgegensehen konnten.

Am 18. Juni morgens wurde in Rumitschango, nachdem wir noch Zeuge einer grausamen Hinrichtung geworden waren, aufgebrochen. Der Weg nach Tatsienlu – denn dahin wollten wir eigentlich – hätte nach meinem Dafürhalten am Takingsiang, an dem Rumitschango liegt, entlang führen müssen. Erkundigungen ergaben, daß auch ein solcher Talweg existierte, aber nur im Winter bei niedrigem Wasserstand des Stromes gangbar war, während im Sommer nur der Weg über den Tapauschan möglich ist. Die typisch asiatische Erscheinung: Zeit und Menschenkraft haben keinen Wert! Anstatt den Flußpfad so zu legen, daß er immer zu passieren ist, oder den 60 m breiten Strom durch Beseitigung der schlimmsten Hindernisse wenigstens für die Hauptstrecken schiffbar zu machen, klettert man mühselig unter Zeitverlust vieler Tage bis zu einer Höhe von fast 5000 m hinauf und auf der andern Seite wieder hinab. Doch die Leidtragenden sind ja ausschließlich die armen Kulis, welche im Schweiß ihres Angesichts die unglaublichsten Lasten, besonders Tee, Wurzeln für Heilzwecke und dergleichen,

auf ihren Rücken hier entlang schleppen, und die Können unter den herrschenden Verhältnissen des Landes nicht die Ursache zur Anlegung eines Verkehrsweges werden – selbst wenn sich ein paar so verrückte Europäer darüber wundern, die, der Teufel mag wissen aus welchem Grund, in diesen verlassenem Gebirgsgegenden herumsteigen.

Am Ende des vierten Marschtages von Rumitschango aus waren wir bereits bis zu einer Höhe von 4000 m gekommen. Der letzte Teil des Weges führte uns durch Gegenden, die selbst in diesen Breiten schon das Hochgebirge ahnen ließen. Zwar gibt es noch immer reichlich Vegetation – eine große Strecke waren wir durch einen urwaldähnlichen Holzbestand geritten, der wie verzaubert anmutete mit seinem eigenartig gedämpften Licht und dem weichen, überwucherten Boden, auf dem Menschen und Pferde unhörbar wie Schemen dahinglitten –, aber das Tal wurde bereits flacher, und die seitlichen Hänge, welche es einsäumten, reckten immer deutlicher nackte, kahle Zacken empor zu dem blauen, wolkenlosen Himmel, der sich über der Landschaft wölbte. Die Ansiedlungen waren immer seltener und jämmerlicher geworden, denn sie verdankten ihre Existenz hier lediglich dem Trägerverkehr, so daß sie uns mit der großen Karawane nur ganz notdürftig Unterschlupf gewähren konnten. Als wir deshalb gegen Abend auf einem sanft geneigten Wiesenplan ankamen, wurde beschlossen, die eigenen Zelte zu errichten und die Kulis trotz Murren im Freien übernachten zu lassen.

Der Platz war bald ausgesucht: nicht weit vom Wasser und so, daß er ein freies Blickfeld nach allen Seiten gewährte, damit bei einem nächtlichen Überfall räuberischer Horden nicht Hinterhalte irgendwelcher Art diesen das Handwerk erleichterten. Mit einem derartigen gefährlichen Intermezzo mußten wir immer in solchen fast unbewohnten Gebieten rechnen, denn von unserem Reichtum und der Güte unserer Gewehre hatten sich, mit Windeseile uns vorausgehend, in weitem Umkreis märchenhafte Gerüchte verbrei-



Das Dscharagebiet nach den topographischen Aufnahmen
von Prof. Dr. Israel



Der Dschara (5600 m) vom Zapauischampab (4720 m) aus
Nach einer Originalaufnahme von Prof. Dr. Strael

tet, die nur zu leicht dazu angetan waren, die Lust zu gewalt-
samer Besitzergreifung dieser vermeintlichen Schätze zu er-
wecken. Das wußten auch unsere Kulis sehr wohl und fühl-
ten sich in der Nähe der Zelte nicht sonderlich sicher. Kaum
waren die lustigen Behausungen errichtet und die Trag-
lasten als Schutzwall ringsherum zusammengestellt, da rück-
ten sie geschlossen ab und ließen uns mit unseren persönlichen
Dienern allein. Bald danach verrieten verstohlen aufflak-
kernde Lagerfeuer, daß sie hoch oben an einem Berghang,
der noch dürftig mit niedrigem Nadelholz bestanden war,
ein Plätzchen gefunden hatten, wo sie sich geborgen glaubten.
Hin und wieder trug der Abendwind auch den Schall ihres
Stimmengewirrs herab zu uns, aber schon bald erloschen
die Flammen und verstummten die Stimmen dort oben,
während bei uns noch reges Leben herrschte.

Die Boys richteten die Nachtlager her, und unser Koch
und seine Getreuen hockten um ein mächtiges Feuer, das
lodernde, funkenstiebende Garben zum Himmel sandte und
alles ringsumher mit gespenstisch rötlichem Schein überzog.
Durcheinanderlaufende Gestalten tauchten aus der Finster-
nis auf, wurden grell beschienen, so daß ihre langen Schatten
über den Boden und die Zeltwände hinweghuschten, und
wurden wieder von der Finsternis verschluckt. Von fern tön-
ten die Glöckchen der angepflockten und noch weidenden
Pferde. Einer von uns wies die Wachtposten für die Nacht
an, ein anderer teilte Gewehre und Munition aus, und ich
selbst machte wie allabendlich die meteorologischen Termin-
beobachtungen, aus denen dann später einmal, wenn es
wieder so etwas wie Heimat mit Studierzimmer und Schreib-
tisch geben würde, die barometrisch ermittelten Höhen ab-
geleitet werden sollten. Ob das jemals werden würde, oder
ob wir hier draußen wie so mancher vor uns, den Forscher-
trieb unter die tibetischen Stämme geführt hatte und der
nicht wieder heimgekehrt war, den eigenartigen wilden Ge-
sellen zum Opfer fallen würden – wer konnte es damals
wissen? Was hätte es auch genützt, darüber nachzudenken

und damit Tatkraft und Arbeitslust zu lähmen! Das Essen wurde aufgetragen: ein zähes Huhn von weit unten im Tale, köstlicher chinesisch zubereiteter Reis und ein großer Napf heißer Tee. Das schmeckte und wärmte zu gleicher Zeit. Dann wurde die Pseife in Brand gesetzt, beim trüben Schein der Windlaterne die nötigsten Tagebuchnotizen gemacht und zum Schluß der Karabiner geladen und griffbereit gestellt. Der Letzte blies das Licht aus, und dann umgab auch uns die sternenhelle, kalte tibetische Hochgebirgsnacht mit ihrer unheimlichen Ruhe und Einsamkeit.

Sie war bitter kalt, diese Nacht, und als ich am Morgen gegen sechs Uhr hinaustrat aus dem Zelt, hatte es fest gefroren. Das Aspirationspsychrometer zeigte eine Lufttemperatur von +1,8 Grad. Ebenso schnell, wie am Abend das Leben erloschen war, erstand es am Morgen von neuem. Meine Beobachtungen waren im allgemeinen das Signal zum Aufstehen. In dem Zelt der Boys krochen diese aus ihren wärmenden Wattdecken, und vom Berge herab kamen noch kauend und schmaßend, gestikulierend und schwägend die Kulis herbei und begannen die Verschnürungen ihrer Lasten zu prüfen und neu zu packen, was für die Nacht gebraucht worden war. Der Masu sah nach den Pferden, der Koch schürte das Feuer und hing die rußigen Töpfe darüber, während ich die Aneroide ablas, die Chronometer verglich und aufzog und die empfindlichen Instrumente wieder in ihren ausgepolsterten Kisten sorgfältig verpackte – nur die beiden anderen Master gähnten und drehten sich noch einmal auf die andre Seite. Jedoch das Frühstück kam, bestehend aus dampfendem Reis mit einigen dazwischengemengten Eiern, und trieb auch die Langschläfer herunter von den Lagerstätten. Im Stehen wurde es eingenommen, denn schon stampften unruhig die gesattelten Pferde – noch rasch ein Tobak, und fort ging es, das Tal weiter hinauf. Eine schwelende Feuerstelle und zusammengetretenes Gras war alles, was zurückblieb.

Nach einem mehrstündigen Ritt bog das sich immer mehr verflachende Tal direkt auf den Paß zu, der nunmehr vor

uns lag und viel Ähnlichkeit hatte mit dem Paß über den Panlanschan. Die Steigung des Weges war mäßig zu nennen, aber die dünne Luft in dieser Höhe – wir hatten die Viertausend längst überschritten – machte es den Pferden furchtbar schwer, vorwärts zu kommen: zehn bis zwölf langsame Schrittchen, dann blieben sie keuchend und schnaufend stehen, gingen ohne besonderes Zureden und Antreiben wieder los und legten das nächste kurze Stückchen zurück. Schließlich dauerten uns die armen Tiere, und wir stiegen zur höchsten Vertwunderung unserer chinesischen Begleiter ab, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Nach ihren Mienen zu schließen, verspürten sie nicht übel Lust, sich in die leer gewordenen Sättel zu schwingen, denn Mitleid mit Tieren kennt hier niemand; dafür haben wir geradezu haarsträubende Beispiele erlebt. Aber es hat keiner riskiert – es wäre ihm auch nicht gut bekommen. Kurz vor dem Paß kamen die ersten Schneeflächen, doch sie trugen trotz der Höhe den Sonnentod schon in sich. Im übrigen war es eine Hochgebirgslandschaft, die uns umgab, wie wir sie daheim in unseren Alpen etwa bei 1800 bis 2000 m haben: Schrofen, Moose und hier und da wohl an besonders günstigen Stellen kümmerliche Grassbüschel, durchzogen von plätschernden Rinnsalen, die geschäftig zwischen den Steinen hindurchheilen. Der Paßübergang markierte sich schon aus einiger Entfernung durch die rechts und links des Pfades aufgetürmten Steinhausen, in denen zahlreiche tibetische Gebetsfahnen stecken.

Hinsichtlich des Betens hat der Tibeter bekanntlich einen außerordentlich praktischen Sinn entwickelt und längst eine Verrichtung mechanisiert, die wir noch immer mit dem Munde und, wenn sie echt ist, auch mit dem Herzen vornehmen. Ein auf einen Lappen geschriebenes Gebet sendet er dadurch, daß diesen der Wind flatternd hin und her treibt, mit jeder einzelnen Bewegung tausende und aber tausende Male im Laufe der Zeit an die Stelle, für die er die Bitte bestimmt hat. In besserer Form kommt diese Idee, wie eben-

falls allgemein bekannt sein dürfte, durch die sogenannten Gebetsmühlen zum Ausdruck: Hohlzylinder, in welchen sich Papierstreifen mit darauf geschriebenen Gebeten befinden und die für den täglichen Gebrauch in der Hand sich um ihre Achse drehen lassen, aber auch für ganze Bezirke in so riesigen Dimensionen ausgeführt werden, daß die Bewegung durch Wasserkraft geschieht.

Oben auf der Pashöhe angelangt, ward uns ebenso plötzlich wie vor einigen Wochen auf dem Tientsingshan ein Anblick, der an Schönheit und Gewaltigkeit alles bisher Gesehene übertraf. Jenseits eines abgrundtiefen Tales türmte sich der „Dschara“, frei von Wolken, in der ganzen Pracht seiner fast 8000 m Höhe vor uns auf, und von ihm ausgehend zogen mächtige Ketten, weiß beschneit, nach allen Richtungen ins Land. Wohin man blickte, überall schossen sie jetzt empor, die gewaltigen, vereisten Gipfel, einer neben dem anderen, vor und seitlich und hinter uns. Aus einem grünen Tal waren wir mühsam emporgestiegen, und nun auf einmal standen wir inmitten eines Reiches von Felsen und Schnee, in dem der Dschara als unnahbarer Beherrscher thronte. Ich kann mir kaum denken, daß noch einmal irgendwo auf der weiten Welt ein Berg von solcher Höhe sich so unmittelbar in seiner kolossalen Mächtigkeit bewundern und bestaunen läßt. Immer wieder glitt der Blick über die weiten Schneefelder, über die zerklüfteten Rücken hinweg empor zum höchsten Gipfel, der, steil nach allen Seiten abfallend, sich mit seinem weißen Glanz gegen den tiefblauen Himmel abhob. Die Abbildung neben Seite 41 kann nur eine schwache Vorstellung von der Herrlichkeit des Dscharagipfels geben, sie ist ein kleiner Ausschnitt aus dem prachtvollen Panorama, das hier oben sich vor uns ausbreitete.

Aber kalt wehte es uns allmählich um die Ohren. Wir schickten die Pferde hinab, wo unten im Tal grüne Wiesen und ein Tannenwald winkten und einen Gruß vom Leben der Natur in die Regionen der Erstarrung heraussandten. Noch von stummer Bewunderung erfüllt, ging ich allmählich

an meine Arbeiten: An geschützter Stelle wurde zunächst das Siedethermometer aufgestellt. Das Wasser kochte bei 84,8 Grad, was einem Luftdruck von 430 Millimeter und bei 10 Grad Lufttemperatur einer rohen Meereshöhe von 4800 m entspricht. Der Tapauschanpaß hat also rund die Höhe unseres Montblanc. Sodann mußten mit dem Kompaß die Richtungen nach den Hauptgipfeln bestimmt werden, um später durch den Schnitt mehrerer solcher Richtungen von verschiedenen Standpunkten aus die jeweils angepeilten Gipfel ihrer horizontalen Lage nach festlegen zu können. Schließlich waren noch die Höhenwinkel zu messen und Ansichts-skizzen anzufertigen, denn auf die photographischen Aufnahmen allein kann man sich dabei nie ganz verlassen. Der Höhenwinkel nach dem Dscharagipfel ergab fast genau 12 Grad. Das kam mir zwar auffällig wenig vor bei der relativ geringen horizontalen Entfernung bis zum Gipfel, die wir einstimmig auf allerhöchstens 5 km geschätzt hatten, aber die Zeit drängte und ließ es nicht zu, große Überlegungen oder Rechnungen anzustellen.

Erst später, nachdem wir auf sehr steilem und teilweise halbrecherischem Pfade hinabgestiegen waren zu jenen lockenden grünen Wiesen und hier nach primitiver Mittagmahlzeit rauchend im Grase lagen, begann mich dieser kleine Höhenwinkel wieder zu beschäftigen. Bei 5 km horizontaler Entfernung und 12 Grad kommt man, wie man leicht durch Zeichnung eines rechtwinkligen Dreiecks feststellen kann, auf etwa 1 km Höhenunterschied, so daß, da der Paß mit 4800 m angenommen werden konnte, der Dscharagipfel etwa nur bis zu 5800 m aufragen würde. Bei einer Höhe von 7800 m, die auf deutschen und englischen Karten nach Angaben der Reisenden, die schon diesen Weg gegangen waren, für den Dscharagipfel eingezeichnet sind, müßte der Höhenunterschied über dem Tapauschanpaß 3000 m betragen, was entweder einem Höhenwinkel von rund 30 Grad bei 5 km Entfernung oder einer Entfernung von etwa 17 km bei 12 Grad Neigung entspricht. Das erstere war gänzlich ausgeschlossen,

denn ich hatte den Winkel ja selbst gemessen, und das letztere sehr zweifelhaft, denn es konnte kaum angenommen werden, daß wir die Entfernung so stark unterschätzt hatten.

Von Zweifeln bewegt blickte ich hinüber nach dem Riesen, der sich noch immer in seiner furchtbaren Massigkeit, umhüllt vom mächtigen Schnee- und Eismantel, emporreckte und für seine 7800 m plädierte. Vorläufig mußte ich sie ihm lassen, denn für die Entfernung hatte ich noch keinen sicheren Wert. Der konnte sich erst ergeben, wenn ich den Gipfel noch von ein paar anderen Punkten des Reiseweges würde anvisieren können. Und so reiste hier schon der Entschluß, den Reiseweg für später so einzurichten, daß dies möglich würde.

Zunächst mußten wir aber erst das Tal hinab nach dem zwei Tagereisen entfernten Tassienlu. Der Weg dahin war in schauderhaftem Zustande, und es ist ein Wunder zu nennen, daß schließlich Menschen und Pferde unserer Karawane mit heilen Knochen in dem reizend zwischen hohen und steilen Hängen eingebetteten Bergstädtchen anlangten. Hier ergab sich nun aus verschiedenen Gründen für uns ein mehr als vierwöchiger Aufenthalt. Erst am 1. August brachen wir von Tassienlu wieder auf. Vom Ausbruch des Krieges gegen Deutschland war noch keinerlei Kunde in diese weltabgeschiedene Gegend gelangt, aber schon einige Tage später – die glänzend funktionierende deutsche Organisation umfaßte auch die fernsten Weltwinkel – gingen für uns die Telegramme ein, die uns nach Tsingtau zur Verteidigung deutschen kolonialen Bodens einberiefen. Sie haben uns nie erreicht; denn der chinesische Bote, mit dem sie uns nachgesandt wurden, hat sich wohl nicht in die wilden, von feindlichen tibetischen Stämmen bevölkerten Gebirge getraut, die uns bereits wieder aufgenommen hatten, und erst viel später erfuhren wir von dem allem; auch viel zu spät, um noch nach Tsingtau gelangen zu können.

Die politisch schwierigen Verhältnisse, die gerade um diese Zeit im chinesisch-tibetischen Grenzgebiet herrschten, hatten uns gezwungen, den Reiseplan etwas zu ändern, und so

Kam es, daß wir jetzt dasselbe Thal wieder hinaufzogen, das wir vor einem reichlichen Monat herabgekommen waren. Am Abend des 3. August langten wir in Hsintientse an, einer elenden Rasthütte ohne Fenster, die bereits wieder im Bereich des Dschara lag. Von dem gewaltigen Gipfel war jedoch nichts zu sehen. Ein schwerer nasser Nebel lag über der Landschaft, der auch am nächsten Morgen noch nicht gewichen war und dann sich sogar allmählich zu einem feinen, alles durchweichenden Regen verdichtete. In unsere Umäntel gehüllt, zogen wir schweigend bergan. Hin und wieder trafen wir eine talwärts ziehende Teekarawane mit Yaks oder Mauleseln als Lasttieren, begleitet von einer Anzahl mit Gabelflinten bewaffneten, wild und vertwegen aussehenden Tibetern zu Pferde, neben denen große tibetische Hunde, die wir schon als außerordentlich heimtückisch und bissig kennengelernt hatten, finster einhertrotteten.

Nach etwa drei Stunden seit dem Ausbruch in Hsintientse war der Platz erreicht, wo wir früher einmal bei warmem Mittagssonnenschein im Grase gelegen hatten, als wir vom Tapauschanpaß herabgestiegen waren. Dieses Mal mußten wir nach einem etwas geschützten Ort für die Rast Umschau halten und fanden ihn schließlich in einer verfallenen, ruinenartigen Hütte. Der Regen tropfte fast überall durch, aber es ließ sich wenigstens ein Feuer machen, über dem der Koch bald eine dicke, sättigende Hafergrühsuppe zutwege brachte. Da kein Feuerholz vorhanden war, mußte ein Dachsparren herausgebrochen und zerkleinert werden, eine Arbeit, welche die Boys schnell erledigt hatten. Der Aufenthalt diente gleichzeitig dazu, die Karawane zu sammeln, denn die Kulis gingen oft in weiten Abständen voneinander. In jämmerlich durchnäßigem Zustande, keuchend unter der Traglast und mit mürrischen Gesichtern, die von Schweiß und Regen triefen, rückten sie einer nach dem anderen heran, bis alle 60 beisammen waren.

Dann ging es weiter. Links vor uns der Dschara, der sich in schwere, dicke Wolken gehüllt hatte, rechts der Tapau-

schanpaß, ebenfalls unsichtbar. Hier bogen wir von dem früher begangenen Pfad ab und gingen in der Richtung nach Nordosten weiter auf den Haitfeschanpaß zu (vergleiche die Abbildung neben Seite 40). Dieser Pfad, der viel weniger begangen zu sein schien als der bekanntere Weg über den Tapauschanpaß, stieg gleich von Anfang an sehr steil an und wies – je höher wir kamen, um so häufiger und länger – schwer und mit größter Vorsicht zu passierende Stellen auf. Das ist ja auch nur zu erklärlich, da kein Mensch hier einen Finger krümmt, um etwa Hindernisse beiseitezuräumen. Herabgebrochene Felsen, die im Sturz geborsten waren, bildeten häufig wiederkehrende Trümmerfelder, durch die man sich hindurcharbeiten mußte. Schnaubend und pustend trugen uns langsamen, aber sicheren Schrittes die erprobten Gebirgspferde durch Geröll und Schrofen bergan, aber immer schwerer wurde ihnen die Arbeit, und immer öfter setzten sie aus und rasteten mit fliegenden Flanken, so daß wir auch bei diesem Aufstieg große Strecken des Weges zu Fuß gingen, um die treuen, willigen Tiere zu schonen. Es war eine Quälerei, dieses Sichvortwärtsarbeiten. Schwer lasteten die langen Ölmäntel auf uns, denn während des ganzen Aufstieges goß es in Strömen. Überall floß und rann es. Nebelmauern lagerten rings um uns her, und drohend irgendwo über uns, durch vielfaches Echo gebrochen, bald hier, bald dort, krachten rollende Felsblöcke in die Tiefe. Fast schien es, als wollte dieses unheimliche Steigen, dieser fürchterliche, durch Steine verwüstete Hang kein Ende nehmen. Allmählich ließ aber mit zunehmender Höhe der Regen und auch der Nebel doch nach, und wir konnten erleichtert aufatmend feststellen, daß wir uns dicht vor dem Paß befanden.

Es war kein Rücken, bei dem es auf der anderen Seite ebenso steil wieder hinabführte, wie bei den Pässen, die wir bisher kennengelernt hatten, sondern hier hatten wir offenbar den östlichen Rand der tibetischen Hochebene – das Tsaudi oder Grasland, wie es von den Eingeborenen dieser

Gegenden genannt wird – erreicht. Zwischen steilen nackten Felswänden, die sich zu beiden Seiten geheimnisvoll in brauenden Wolken verloren, lag in toter Einsamkeit eine breite sumpfige Mulde vor uns. Und doch bekam diese trostlose Landschaft einen Reiz durch eine Anzahl stiller Seen, von denen der größte etwa 200 m lang und 100 m breit sein mochte, und deren trübes, grünlich schimmerndes Wasser uns traurig entgegenblinkte. Gebleichte Tierschädel und -knochen lagen verstreut zwischen den im Sumpf halb versunkenen Steinen am Wege, und an einem der Seen gewahrten wir auch den noch frischen Kadaver eines Pferdes. Es hatte, wie wahrscheinlich so manches andere Lasttier, hier oben in dieser leblosen Einöde ein für allemal seine sonst geduldig geleistete schwere Arbeit eingestellt und zwischen den Bergen den Tod gefunden, der ihm die Erlösung von aller Quälerei unbarmherziger Menschen gebracht hatte.

Langsam begann sich nun die breite Talmulde nach Norden hin zu senken. Der Boden wurde zusehends trockener, die Landschaft freundlicher, und sogar die Sonne brach durch die Wolken und sandte uns ihren goldigen Willkommen-gruß. Auf einer fast ebenen, saftigen Gebirgswiese ließen wir uns zur Rast nieder. Enzian und Edelweiß blühten hier in unübersehbaren Mengen. Die schönen großen weißen Sterne! Welche Fülle von Erinnerungen und Gedanken an die ferne Heimat und ihre Berge lösten sie aus! Man brauchte hier nur um sich zu greifen, und im Nu war ein Strauß zusammengepflückt. Wie einst in Bayern oder Tirol leuchtete er bald an meinem Hute neben dem Abzeichen der Akademischen Sektion Dresden, das in diesen Gegenden gewiß so leicht nicht wieder auftauchen wird.

Der Aufenthalt dehnte sich hier noch etwas aus, da ich alles daransetzen wollte, eine sichere Lagebestimmung des Dschara vorzunehmen, um die Höhe des Gipfels aus den trigonometrischen Messungen einwandfrei ableiten zu können. Der Haitjeschanpaß hatte nach überschlagsmäßigen Rechnungen eine Höhe von annähernd 4600 m und unser

Rastplatz eine solche von 3800 m. Wenn jetzt der Gipfel frei wurde und mir eine Richtungs- und Vertikalwinkelmessung glückte, war eine wertvolle Kontrolle für die vorangegangenen Beobachtungen, welche die Zweifel an der bisher angenommenen Höhe von 7800 m wachgerufen hatten, geschaffen und unter Umständen ein nicht unbedeutender Irrtum beseitigt.

Das Warten wurde belohnt. In den Luftschichten über uns schien eine Jagd der Wolken untereinander zu beginnen, ein Schieben und Gleiten, bei dem bald große Ausschnitte des reinen, tiefblauen Himmels sichtbar wurden, und endlich – da tauchte auch die höchste Spitze des Dschara auf. Zunächst war es nur ein Augenblick, den ich für meine Zwecke schon verpaßt zu haben glaubte, aber der Wolkenriß wurde allmählich breiter, und nach kurzer Zeit lag der Berggrieß unbedeckt vor uns. Fast noch gewaltiger erschien er jetzt von der Nordseite als damals vom Tapauschanpaß aus. Mächtige Schneewächten und zwei wild zerrissene, grünlich schimmernde Gletscher, von denen der eine fast senkrecht aus schwindelnder Höhe herabzustürzen schien, bildeten ein grauig-schönes Durcheinander von Schnee, Eis und Felsen, in das sich wohl kaum eines Menschen Fuß jemals getrauen kann. Wohl wurde der Wunsch rege, wenigstens ein Stück, etwa bis zu einem weniger schroffen, in blendendem Weiß fast greifbar vor uns liegenden Vorgipfel, vorzudringen, aber die Erfahrungen, die ich bei einem ähnlichen Versuch einige Monate vorher im Gebiet des Peimuschang gemacht hatte, verboten ein derartiges Unternehmen. Abgesehen von dem Zeitverlust, der bei der großen Karawane zugleich ein beträchtlicher Geldverlust gewesen wäre, waren wir nicht in der Lage, sozusagen aus dem Stegreif heraus die Vorbereitungen zu treffen, die eine solche Tour von vielen Tagen – besonders hinsichtlich der Verpflegung – erfordert hätte. Rein sportliche Neigungen mußten im Interesse der ernstesten Forscherarbeit zurückstehen, und so begnügte man sich mit der Freude des Anblicks, den uns

diese asiatische Bergmajestät aus so unmittelbarer Nähe gestattetete.

Nachdem auch hier die Messungen geglückt waren, zogen wir weiter und errichteten am Abend, der wieder trübe und regnerisch wurde, unser Zeltlager wie vor dem Tapauschanpaß. Der nächste Morgen brachte herrliches Wetter. Im Süden entschleierte sich noch einmal der Dschara, und vor uns lag im Morgentau das breite Tal, das wir nun hinabzogen. Oft haben wir noch den Blick zurückgewandt, wo der Beherrscher dieser Berge stolz sein weißes Haupt erhob, bis auch er verschwand – auf Nimmerwiedersehen.

Die Tage, die ich in seinem Reich verbracht habe, waren trotz der unendlichen Mühsale die an Naturschönheiten reichsten, deren ich mich bis heute zu entsinnen vermag, und fast wie Undankbarkeit kam es mir vor, als ich später in Schanghai, nachdem die Ergebnisse meiner Messungen vorlagen, ihm von seiner stolzen Höhe von 7800 m mehr als 2000 m abstreichen mußte. Wer ihn in seiner stolzen Pracht gesehen hat, wird verstehen können, wie es möglich war, daß ein solcher Irrtum so lange hat bestehen können, trotzdem viele Europäer mit Bussole und Höhenmeßinstrumenten gerade hier schon tätig gewesen sind.

Die erste Ersteigung des Terrier (1350 m) auf Spitzbergen

Von Dipl.-Ing. Hermann Sattler

Der Name Spitzbergen ging im Sommer 1925 infolge der Expedition Amundsens durch die ganze Welt. Ein gütiges Schicksal hat mir schon zwanzig Jahre früher, als die Allgemeinheit noch kein Interesse an jener Inselgruppe zeigte, eine Reise in dieses herrliche Hochgebirge beschert.

Am 1. Juli 1905 stand ich in Frack und weißer Binde, teils von innen, teils von außen schwitzend, im Prüfungsaal der Technischen Hochschule zu Dresden. Noch am gleichen Abend stieg ich als neugebackener Diplomingenieur in den Zug, der mich nach dem Norden bringen sollte.

Das Examen war mir wie im Traume vergangen, denn erst zwei Wochen vorher hatte ich die Einladung zu dieser Expedition von meinem Freunde Dr. Günther Freiherr von Saar aus Wien bekommen. Von Stund' an war das Arbeiten eine Qual, und am Prüfungstage ging mir alles andere durch den Kopf als das, was die Professoren wissen wollten. So war über das unerwartet gute Prüfungsergebnis niemand mehr verwundert als ich selber.

In Kiel traf ich mit Saar und Dr. Aemilius Hacker, dem bekannten Bergsteiger und Kaukasusreisenden, zusammen. Zwei Tage arbeiteten wir an der Vervollständigung unserer Ausrüstung, und am 5. Juli stachen wir auf der kleinen Dampfschiff „Oihonna“ frohgemut in See.

Die „Oihonna“ machte alljährlich zwei Vergnügungsreisen nach dem hohen Norden. Wir sollten mit der ersten Fahrt hinaufbefördert und gelegentlich der zweiten wieder abgeholt werden.

Nach einer Fahrt, die durch öftere Seekrankheit manchmal weniger genussreich war, wurden wir am 15. Juli morgens in der Klaas-Billen-Bucht, dem innersten östlichen

Winkel des Eisfjordes – des größten Spitzbergischen Fjordes –, auf das Südufer ausgebootet und unserem Schicksal überlassen.

Der erste Tag brachte uns und unserem Diener Andreas Schröder, den wir in Tromsø angenommen hatten, eine solche Fülle von Arbeit, daß wir nicht dazu kamen, über unsere neue Situation nachzudenken oder gar schon Tourenpläne zu machen. Doch um Mitternacht war das Lager im größten eingerichtet, so daß wir zufrieden und todmüde in die Schlafsäcke kriechen konnten, wo uns bald ein fester, kräftiger Schlummer umfing, obgleich die Sonne hell durch die Zeltwand schien. Am nächsten Mittag war das Lager so weit fertig, daß wir uns mit Ruhe umsehen und Pläne machen konnten.

Als vornehmste Berggestalt in der Runde erschien uns die ebenmäßige Pyramide des Terrier, die im Osten, weit landeintwärts, den ungeheuer zerklüfteten Strom des die Bucht abschließenden Nordenskjöldgletschers überragte. Da aber der Gletscher das Fußgestell des Berges und vor allem den Beginn des Westgrates verdeckte, beschlossen wir, zunächst einen nahen Gipfel zu besteigen und von da aus den Terrier näher zu betrachten.

Diese Erkundung fiel Saar und mir zu, da Hacker als geübter Jäger vorerst unsere Vorratskammer mit Seehundsfleisch füllen wollte. Am 16. Juli verließen wir nachmittags $\frac{1}{4}2$ Uhr das Lager in südlicher Richtung und erstiegen in $3\frac{1}{4}$ Stunden über mühsamen Schotter, brüchige Schrofen und sulzigen Schnee den nächsten Berg in der Nachbarschaft. Er maß 815 m Höhe und wurde Zeltberg getauft. Da er nicht genügend Aufschluß über den Terrier gab, gingen wir auf einen höheren südlichen Gipfel hinüber, dessen Höhe wir mit 860 m bestimmten und den wir Zwischenkosel benannten. Auch hier bot der Ausblick das Gewünschte nicht zureichend, wohl aber sahen wir, daß ein schöner hoher Berg – von uns durch einen tiefen Schnee- und Geröllsattel getrennt und weit östlich vorgeschoben – einen freien Blick über die West- und

Südseite des Terrier bieten würde. Abgesehen davon war die Bezwingung dieses langen, schmalen Firngrates mit dem weitherabwallenden Eismantel auch bergsteigerisch ein reizvolles und würdiges Ziel. Um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends, nach wenig Mühe und viel Genuß, standen wir in strahlendem Sonnenschein bei Windstille auf diesem 1150 m hohen Gipfel, den wir seiner Gestalt wegen „Weißwand“ taufte.

Hier endlich konnten wir den Fuß des Terrierwestgrates und die Südflanke gut übersehen. Doch das Urteil war rasch gefällt. Unter der ganzen Südwand breitete sich ein derart riesiges Spaltengewirr aus, daß wir kaum hoffen durften, in einigermaßen vernünftiger Zeit an die sonst voraussichtlich nicht zu schwer ersteigbare Wand heranzukommen. Und der Westgrat fußte in einem weiten, durch Gletscherstauung verursachten See, der natürlich für Schiläuser nicht zu überwinden war. Der Ostgrat endlich schien uns gar zu weit abseits zu liegen. Wir entschieden uns daher kurzerhand, so bald als möglich die Nordwand des Terrier anzugreifen, und kehrten, über die steile, versfirnte Nordseite der Weißwand absteigend, im Sturmschritt ins Lager zurück, wo wir 12⁴⁵ nachts siegestolz eintrafen und Hacker Bericht erstatteten.

Die nächsten Tage wurden den peinlich sorgfältigen Vorbereitungen zur ersten großen Tour gewidmet. Am 18. Juli, abends 9⁵⁰, brachen wir mit dem Boot auf. Da der Nordensjööldgletscher – wie alle großen Spitzbergen-Gletscher – im unteren Teile ungemein zerrissen ist und mit 30 bis 40 m hohen, lotrechten, in allen Tönen von Blau und Grün schillernden Eiswänden ins Meer abbricht, so mußten wir versuchen, von der Seite her seine Oberfläche zu erreichen und gleichzeitig die unteren Eisbrüche zu umgehen.

Beim schönsten Sonnenscheine stießen wir vom Lagerplatz ab und ruderten ostwärts in den innersten Winkel der Bucht hinein. Nach zwei Stunden gemächlicher Gondelfahrt legten wir an einer felsigen Landzunge am Nordrande des Gletschers an und landeten unsere Ausrüstung. Da wir hofften, den Berg über die Nordwand gut zu erreichen und von oben

doch noch irgendeinen anderen Abstieg zu finden, sagten wir Schröder in unserer jugendlichen Harmlosigkeit, wir beabsichtigten eine Überschreitung auszuführen und am Südrande des Gletschers zum Lager zurückzukehren; er solle nur dorthin gut Ausschau halten.

Vor uns lag ein kilometerbreites Gerölltal, das sich zwischen dem Nordrande des Gletschers und dem Bergzuge der Morschen Zinne nach Osten sanft hinaufzog. Langsam stiegen wir bergan. Den Hochtouristen treibt in der Polarzone, unter dem rötlichen Glanze der Mitternachtssonne, keine Sorge vor der Dunkelheit zur Eile; die Ausführung von Touren ist dort nur eine Frage des Wetters, des Proviantes und der Ausdauer. Wir konnten uns nach Herzenslust Zeit lassen und die spärliche, aber überaus reizende Flora dieses gegen Nordstürme geschützten Tälchens bewundern. Freudig begrüßten wir blasse Anemonen, goldgelben Alpenmohn und tiefroten Steinbrech, alles nur fingerlange Pflänzchen, doch genau so leuchtende Blüten treibend wie daheim in den fernen Alpen.

Schon bei 170 m Seehöhe hört auch diese zierliche Pflanzendecke auf, und die Zone des Gerölles beginnt. Der Schotter ist durch den hohen Winterschnee festgedrückt und läßt sich gut begehen; aber das von den Bergen rinnende Schmelzwasser kann nicht tief in den Boden eindringen und versickern, da selbst der dreimonatige Sommertag das Erdreich kaum $\frac{1}{2}$ m tief austaut. Infolgedessen bilden sich vermurte Sumpfhänge, über die der Neuling ahnungslos dahinschreitet, bis er plötzlich bis unters Knie im zähen, eiskalten, braunen Schlamm steht.

In 290 m Seehöhe erreichten wir die ersten Schneefelder und hielten von 3³⁰ bis 4³⁰ vormittags am letzten fließenden Wasser eine Frühstücksrast, deren Gemütlichkeit wir uns durch einfallenden Nebel nicht verderben ließen. Die Sonne begann ihre Tagesarbeit, und die sich erwärmende Luft bildete nicht nur in unserem Tälchen, sondern auf dem ganzen Gletscher dichte graue Dünste. Hier begingen wir den großen

Fehler, daß wir trotzdem in die unbekannte und unsichrige Gletschertwüste hineinsteuerten, anstatt ruhig abzuwarten. Der Weitermarsch erfolgte auf Schneeschuhen, die in dem tiefen, weichen, sulzigen Schnee vorzügliche Dienste leisteten; selbstredend gingen wir jetzt angeseilt, und zwar mit 15 m Zwischenraum.

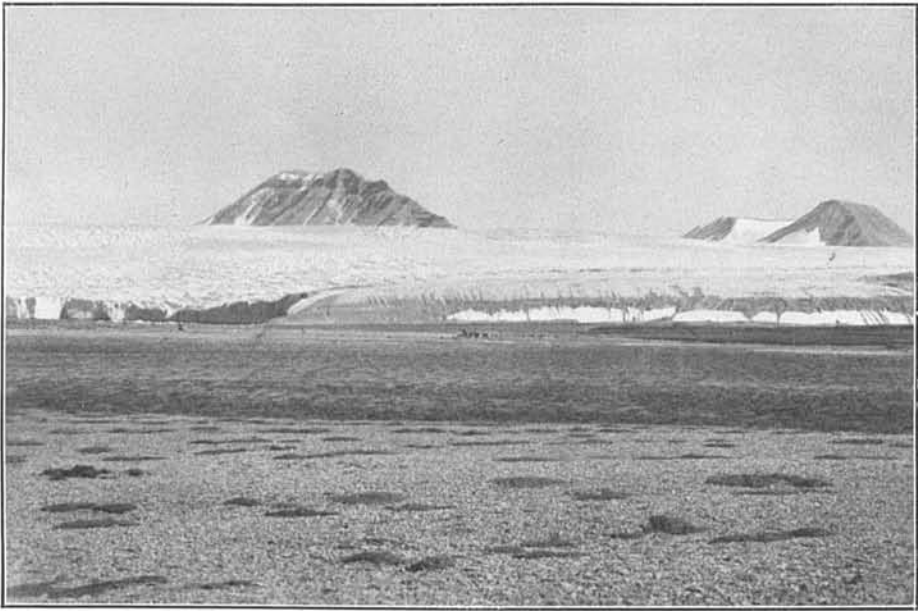
Unser Plan war gewesen, längs des Nordufers des Gletschers so weit nach Osten vorzudringen, bis wir oben auf spaltenfreie Flächen stoßen würden, und dann im rechten Winkel den Gletscher zu queren und gerade nach Süden auf unseren Berg loszufahren.

Die bisher sanfte Tonart der Tour wurde plötzlich überraschend scharf; denn wir bogen infolge des Nebels, wie gesagt, zu zeitig nach Süden ab und saßen auch richtig bald in einem wilden, tiefverschneiten Spaltenetz drin. Vier Stunden lang verfolgten wir ungefähr die eingeschlagene Richtung, dann gebot eine Riesenkluft endgültig Halt. Die körperlichen und geistigen Anstrengungen dieses Ringens mit den Spalten waren so groß gewesen, daß wir der Ruhe bedurften, denn die Gletscher Spitzbergens sind gefahrvoller als ihre Brüder in den Alpen. Der Winter wirft unermessliche Schneemengen auf das vergletscherte Land. Die Strahlung des monatelangen Tages erweicht diesen Schnee aber auf mehrere Meter Tiefe, so daß man mächtige Brücken mit einem Tritt zerstören kann. Vergeblich sucht die Pickelspitze nach festem Grund; nie weiß man, ob man über einer Spalte oder auf Eis steht. Zwar verteilt sich die Körperlast auf eine große Fläche, doch ist den manchmal geradezu breiartigen Schneemassen nie ganz zu trauen.

Nach einstündiger Ruhepause zerfloß plötzlich der Nebel unter den wärmenden Strahlen der Sonne, und wir kämpften uns in kurzer Zeit nach dem ebenen, spaltenfreien Teil des Gletschers durch, über den wir nun gerade auf den Terrier losfuhren, der in sabelhafter Reinheit und Pracht mit hohen, steilen Firnhängen aus dem gewaltigen Eisstrom zum tiefblauen Himmel emporstieg.



Lager mit Nordenskjöldgletscher und Terrier



Terrier mit Westgrat vom Lager aus

Hacker meinte, daß wir in einer halben Stunde scharfer Fahrt am Fuße der Nordwand sein würden. Tatsächlich haben wir fast vier Stunden gebraucht, ein Beispiel, wie sich in der klaren Luft des Nordens selbst der Kenner alpiner Verhältnisse irren kann.

Eintönig war unser Weg, als wir nun in dieses Meer von Weiß hineinsteuerten, das uns mit einer wütenden Fülle von Licht und Hitze überfiel. Gleichgültig zogen wir einen Schi nach dem andern durch den leise rauschenden Schnee; die tiefe Ruhe ließ uns fast schlafen. Nur der Vordermann hielt aufmerksam Auslug nach Spalten; ab und zu unterbrach ein „Halt!“ oder „Obacht!“ die Stille. Endlos dehnt sich die Fläche. Da taucht in einer seichten Mulde ein Gletschersee auf. Ruhig liegt das blaue Wasser, auf dem Eisbrocken gleich Schwänen schwimmen. Wir bogen aus und überschritten mit vieler Mühe den brausenden Bach, der im See entsprang und sich ein tiefes Bett in das grüne Eis gewühlt hatte.

Endlich ³/₄ 2 Uhr nachmittags erreichten wir den Fuß unseres Berges; noch ein paar steile Zickzacks, und aufatmend ließen wir uns auf den Felsen einer großen Rippe nieder, die hoch in die Nordwand hinaufzog.

Mit Rücksicht darauf, daß nun immer noch die Hauptarbeit, nämlich der Aufstieg über die steilen Firnhänge, zu leisten war, beschlossen wir, hier in 900 m Höhe eine längere Pause einzuschalten. Wir kochten also eine Büchse Fleisch und tranken ein paar Liter Tee; dann schliefen wir zwei Stunden. Um 6 Uhr abends erwachten wir, von Frost geschüttelt, brachen aber nicht gleich auf, da wir erst noch einige Versteinerungen zusammentragen und photographieren wollten. Damit verging wieder einige Zeit, so daß die Uhren die siebente Abendstunde zeigten, als wir die Felsinsel verließen, die uns einigermaßen gastlich beherbergt hatte. Wir stiegen nun wieder auf Schneeschuhen in ermüdenden Kehren die außerordentlich harten und 47 Grad geneigten Firnhänge empor. Nach einer knappen Stunde betraten wir einen Rücken, hinter dem wir eine bequem zu durch-

fahrende Mulde vermuteten. Doch plötzlich brach der Rücken ab, und wir schauten wie von einer Kanzel hinunter auf einen Hängegletscher, der in großartigen Eisfällen, durch breite Klüfte zerrissen, vom Gipfelgrat herabstürzte und in der tiefstehenden Nachtsonne ein unbeschreibliches Farbenbild bot.

Wir sahen mit einem Blick, daß wir ohne großen Höhen- und Zeitverlust dieses Hindernis nicht umgehen konnten, und beschloßen daher, den Gipfel, der rechts über uns lag, nunmehr direkt über die Eiswand anzugreifen. Am 9¹⁵ abends entledigten wir uns an der „Scharfen Ecke“ der Schier. Der Platz liegt ein wenig östlich von der Falllinie des Gipfels in etwa ein Drittel Höhe der Nordwand des Berges.

Nach drei Seiten schweift der Blick frei in die Runde. Im Westen erglänzt weit draußen der Eisfjord im blinkenden Scheine der Mitternachtssonne. Im Norden unter dem rötlich strahlenden Sonnenball breitet sich ein vielhundertzackiges Gipfelmeer aus. Zu unseren Füßen liegt, fast ohne Gliederung, der obere, flache Teil des Nordenfjöldgletschers, aus dem tiefblau der See herausschimmert. Den ganzen östlichen Horizont aber begrenzt der hohe Wall des Inlandeises. So einfach seine runden, sanften Formen sind, so wird sich doch niemand des mächtigen Eindruckes erwehren können, den diese in hellem Neuschnee ruhenden Massen im Farbenzauber der Mitternachtssonne in ihrer erhabenen Größe und ihrem tiefen Schweigen hervorbringen.

Wir hielten hier vor dem Endkampfe noch eine lange Rast, vertauschten die Schneeschuhe mit den Steigeisen und ließen alles Entbehrliche zurück. Genau um Mitternacht knirschten unsere Zacken in den harten Firn des nun 50 Grad steilen Hanges, dessen Oberfläche die Kühle der sonnigen Nacht hatte erstarren lassen. Bequem wie auf einer Treppe ging's empor, und schon jubelten wir dem baldigen Siege entgegen.

Doch gemacht! Je höher wir kommen, desto härter und dünner wird der Firn auf dem grauen Wassereis der Gipfelwand. Bald kratzt Hacker, der vorausgeht, mit leichten Schlägen kleine Stufen. An direktes Aufsteigen ist schon

längst nicht mehr zu denken. Steiler bäumt sich die Wand. Hacker läßt sich von Saar ablösen, der mit aller Kraft das blättrig brechende Eis bearbeitet; manche Stufe erfordert 25 bis 30 Pickelhiebe. Langsam, langsam rücken wir höher. Langsam zieht auch die Sonne ihre Bahn und leuchtet mit kalten, klaren Strahlen zu unserer Arbeit. Ein eisiger, heftiger Wind hat sich aufgemacht und läßt uns bis ins Innerste erschauern. Mit Sorge denke ich an den Abstieg über die Eiswand, die nun eine Neigung von über 60 Grad aufweist. Vor Kälte zitternd, erweitere ich die Stufen für den Abstieg, und mit der wiederkehrenden Körperwärme wächst auch die Zuversicht auf eine glückliche Durchführung des Unternehmens. Noch immer ist Saar an der Spitze. Zwar beginnt jetzt die Neigung etwas abzunehmen, aber unseres Freundes Hände bluten, und seine Pickelhiebe werden matter und matter. Hacker mit seiner Riesenkraft löst ihn ab, und diesmal wird sein Eifer in überraschender Weise belohnt, denn nach wenigen Stufen lehnt sich die unübersichtliche Eiswand ganz plötzlich zurück. Über uns ist nur noch Luft, und bald darauf betritt Hacker den Gipfelgrat. Schnell kommen wir anderen nach und stapfen, schwer atmend, zum höchsten Punkt hinauf.

Ein stummer Händedruck wird gewechselt, dann betrachten wir ergriffen das großartige Rundbild, das sich im kalten Lichte des jungen Tages ausbreitet.

Den Norden und Süden füllt ein Meer von Gipfeln, fast alle namenlos, die meisten kaum einmal von menschlichen Augen erblickt. Gen Westen zieht ein langer Grat hinab in die Eiszugen des Nordenskjöldgletschers, hinter dem sich die dunklen Fluten des Eisjordes ausbreiten. Im Osten schauen wir auf die weiten Hochflächen des Inlandeises, über dem die wunderbarsten Farben in herrlichen zarten Abtönungen liegen. Weit, weit draußen durchschneidet das schwarze Wasser der Hinlopen-Straße die weiße Fläche, und dahinter liegt, fern wie ein feenhaftes Märchenreich, das eisbedeckte Nordostland Spitzbergens. Wortkarg staunen wir von unserer Warte hinaus in die fast überirdische

Pracht. Die kurze halbe Stunde dort oben war ein reicher Lohn für alle Mühe.

Bei unserer Ankunft auf dem Gipfel wiesen die Uhren die vierte Morgenstunde. Wir hatten also vom Verlassen des Bootes ab 27 Stunden gebraucht.

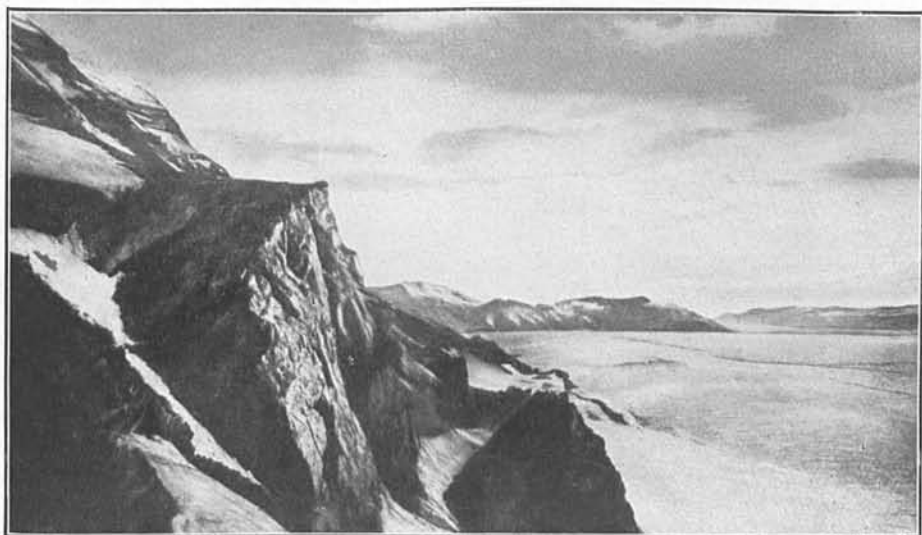
Um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens traten wir, von Wind und Kälte halb erstarrt, den Abstieg an: ich voraus mit der Aufgabe, die Stufen nachzubessern, dann Saar und endlich Hacker auf dem verantwortlichen Posten des Letzten.

$3\frac{1}{2}$ Stunden vergingen, bis wir wieder bei unserem Gepäck an der „Scharfen Ecke“ standen. $3\frac{1}{2}$ Stunden klebten wir wieder vom Winde umheult an jener Eiswand. Als wir uns aber um 8 Uhr früh vom Seile banden, da ließ mit einem Male die Spannung nach, und taumelnd fielen wir neben unseren Säcken auf den Schotter, um sofort in einen totenähnlichen Schlaf zu versinken.

Erst nach Stunden waren wir fähig, etwas zu genießen. Die Kraftstoffzufuhr ermunterte uns vollends, und $1\frac{1}{2}$ 11 Uhr vormittags setzten wir den Abstieg fort, indem wir in langen Bögen den Firnhang hinunterfuhren, bis wir auf dem ebenen Gletscherboden zum Stillstand kamen.

Hier streckten wir uns auf die getreuen Bretter aus, um noch eine Stunde zu schlafen, bevor wir den weiten Heimweg quer über die weiße Ebene antraten. Die folgenden fünf Stunden waren vielleicht die qualvollsten der ganzen Tour. Wir weilten noch nicht lange genug im Lande, um schon völlig an das andauernde Licht gewöhnt zu sein. Hier oben aber auf dem Gletscher stürmten die Strahlen von allen Seiten mit unerbittlicher Kraft auf uns ein. Wie Blei lastete der Rucksack auf den Schultern, wie Blei lag es in Kopf und Gliedern. Gleichsam im Traum zogen wir in gerader Linie nach Norden, nur von dem einen Wunsche beseelt, aus diesem entsetzlichen Meer von Licht herauszukommen.

Endlich um 5 Uhr nachmittags betraten wir wieder das Geröll des Tales, durch das wir gestern heraufgekommen waren und das mit seiner braunen Färbung unendlich wohl-



Felsen im unteren Teil der Terrier-Nordwand



Saar in der Terrier-Nordwand

tätig auf die Augen wirkte. Mit umgehängten Schneeschuhen und müden Beinen stolperten wir das Tal hinaus und erreichten 7 Uhr abends den Meeresstrand.

So war also aus der Überschreitung des Berges nichts geworden, und wir mußten versuchen, ins Lager ein Zeichen zu geben, daß wir nicht am Südrande des Gletschers, sondern an unseren Landeplatz zurückkehrten. Nachdem wir einige Schüsse abgefeuert hatten, sahen wir zu unserer lebhaften Freude durch das Trieder, wie Schröder ebenfalls durchs Glas herüberlugte, dann ins Boot stieg und eifrig ruderdnd herankam. Mit dem Gefühl einer tiefen Befriedigung ergriffen wir die Riemen und fuhren heim. Trotz der Müdigkeit war es eine köstliche Fahrt; das leise Schwanken des Bootes, das Plätschern des Wassers, das Knistern in den treibenden Eisbergen, das taktmäßige Rucken der Ruder, alles dies legte sich wie Öl auf die erregten Nerven.

Hungrig wie die Wölfe trafen wir $1/4$ 9 Uhr abends wieder im Lager ein, von dem wir vor 46 Stunden aufgebrochen waren. Da Schröder in verständnisvoller Erfassung der Situation das Feinste aus Küche und Keller vorbereitet hatte, so dauerte es nicht lange, und wir hockten eng beieinander, aber warm und fröhlich zwei Stunden im Kochzelt, um dem leiblichen Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In behaglichem Geplauder rauchten wir dann im Freien unsere Festzigarren zu Ende und schauten hinauf zum Terrier, der königlich wie immer über dem Nordenskjöldgletscher thronte. Tief erfüllt von dem Erlebnis dieser großen Tour gingen wir zur Ruhe.

NB. Auf dieser Expedition wurden noch bezwungen:

1. Zeltberg (815 m), 1. Ersteigung u. Überschreitung v. Norden n. Süden (16. 7. 05).
2. Zwischenkofel (860 m), 1. Ersteigung u. Überschreitung v. Norden n. Süden (16. 7. 05).
3. Weißwand (1150 m), 1. Ersteigung u. Überschreitung v. Westen n. Osten (16. 7. 05).
4. Klaas-Billen-Spitze (1020 m), 1. Ersteigung (28. 7. 05).
5. Westl. Schwarzwand (820 m), 1. Erst. u. Überschreitung v. Westen n. Osten (7. 8. 05).
6. White Peak (890 m), 1. Ersteigung (7. 8. 05).
7. Mittl. Schwarzwand, 1. Ersteigung u. Überschreitung v. Westen n. Osten (7. 8. 05).
8. Östl. Schwarzwand, 1. Ersteigung u. Überschreitung v. Westen n. Süden (7. 8. 05).
9. Johannisberg (1100 m), 1. Ersteigung (13. 8. 05).

Entstehung und Bau der Alpen

Kurze gemeinverständliche Darstellung von neueren Anschauungen über die Tektonik der Alpen

Von Friedrich Lamprecht

Die Alpen sind ein Teil der jungen Faltengebirgszone, die von Gibraltar bis zu den Sundainseln die Alte Welt durchzieht und den Namen „Alpensystem“ trägt. Wollen wir ihre Entstehung kennenlernen, so müssen wir die Ansichten prüfen, die man heute über die Bildung der Faltengebirge überhaupt hegt.

I. Die wichtigsten Gebirgsbildungstheorien

Es kann hier nicht Aufgabe sein, alle Theorien kritisch zu würdigen, zumal es sehr schwierig ist, aus den Darstellungen der in den letzten Jahren erschienenen Werke herauszuschälen, was älteren Anschauungen entnommen ist. Wer diese kennenlernen will, lese darüber in Paul Wagners „Grundlagen der Geologie“ (Quelle & Meyer, Leipzig) nach. Vorgänge, die früher allein für die Gebirgsbildung verantwortlich gemacht wurden, z. B. Hoxtasie, Gleitfaltung, bilden heute nur mehr – allerdings wertvolle – Ergänzungen.

Allen heutigen Darstellungen gemeinsam ist folgende Anschauung: Senkungszone von planetarischem Ausmaß, die gleichzeitig Sedimentationsräume darstellen, in denen oft viele tausend Meter mächtige Sedimente zur Ablagerung gelangen, geraten zwischen zwei sich nähernde Schollenzone wie zwischen „die Backen eines Schraubstockes“. Hierbei werden sie an der Grenzzone Scholle-Senkungsraum aufgefaltet, wobei die Falten sich über die herandrängende Scholle legen und durch weiteren Stau als „Decken“ auf die Scholle hinaufgeschoben werden (Abb. 1).

Unter Decken versteht man Anteile der Erdkruste, die, von ihrer einstigen Unterlage abgelöst, auf andere Erdkrustenteile aufgeschoben worden sind. Die Ausgangszone einer

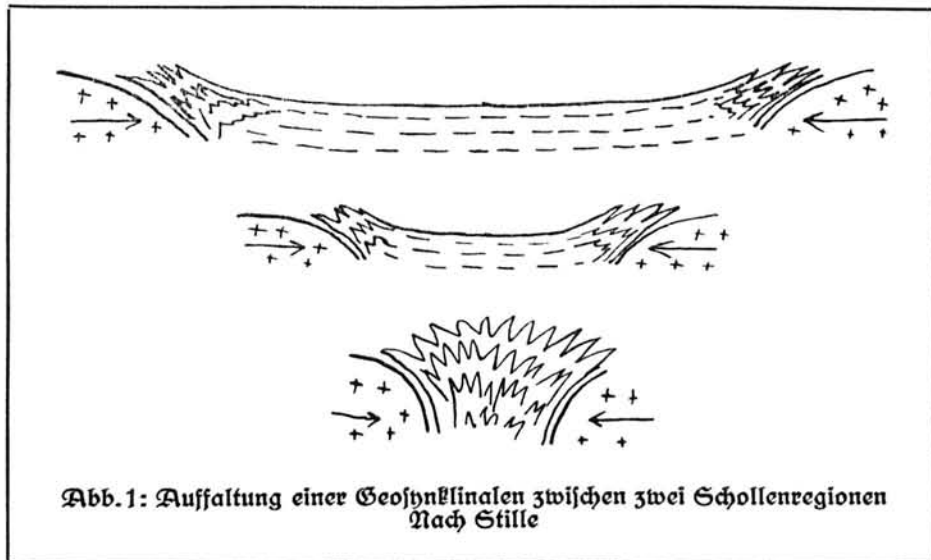


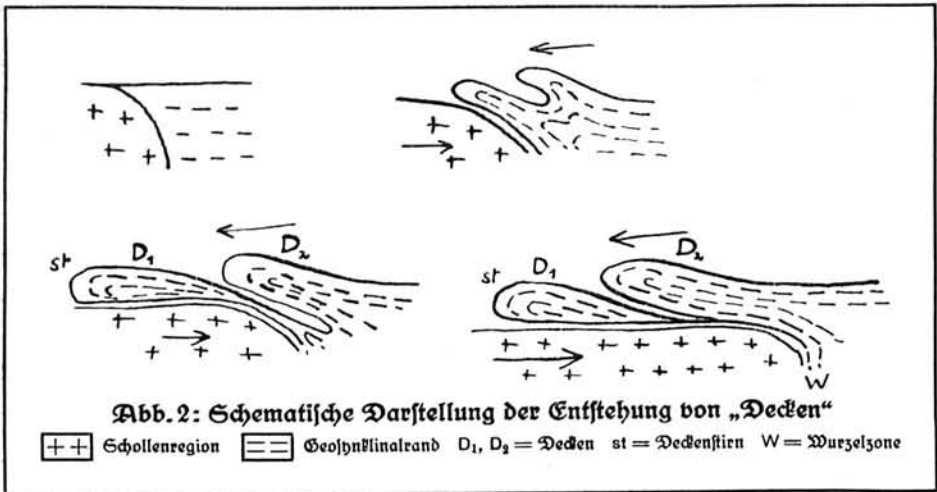
Abb. 1: Auffaltung einer Geosynklinale zwischen zwei Schollenregionen
Nach Stille

Decke nennt man ihre „Wurzel“, von der gegebenenfalls durch Abschürfung, Verwitterung und Abtragung nur eine „Narbe“ übriggeblieben zu sein braucht (Abb. 2).

Wenden wir dies auf unser Alpensystem an, so sehen wir, daß eine die ganze Alte Welt durchziehende Geosynklinale sich zwischen einer nördlichen Schollenregion: nördliches Europa und nördliches Asien, sowie einer südlichen Schollenregion: afrikanische, arabische, indische und australische Tafel, eintieft. Sie bildet den Sedimentationsraum eines Armmittelmeeres, der sogenannten „Thetys“. Durch Annäherung beider Schollenregionen wird das Alpensystem aufgefaltet.

Soweit stimmen alle heutigen Anschauungen überein. Über die Ursache der Annäherung der beiden Schollenregionen herrschen aber grundlegende Meinungsverschiedenheiten.

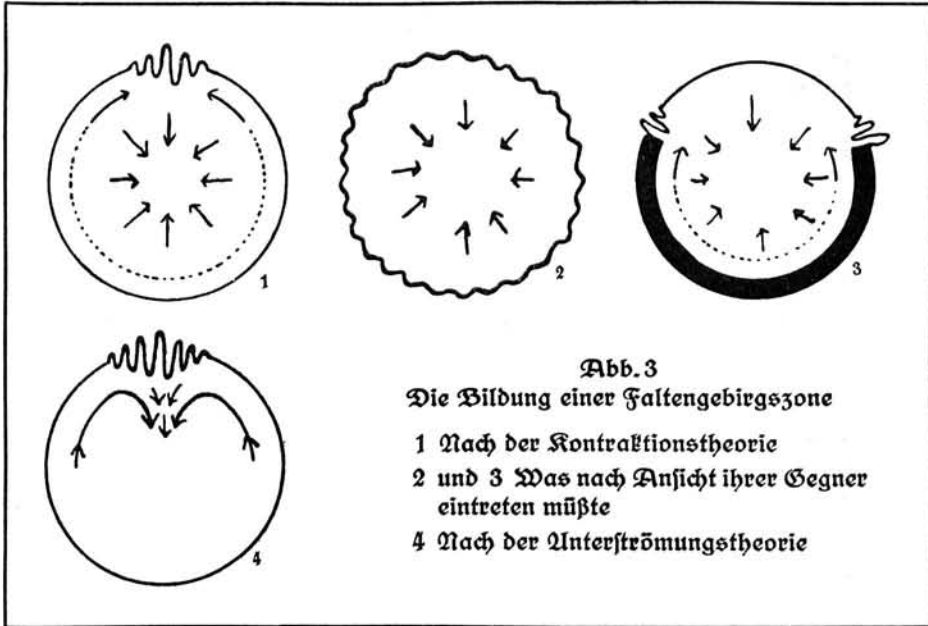
Die älteste der bestehenden Ansichten hierbei ist die Kontraktionstheorie. Sie fußt auf der Lehre, daß die Erde sich abkühlt und sich hierbei zusammenzieht, so daß die durch die



Abkühlung entstandene feste Erdkruste für die Erdmasse zu weit wird und sich runzeln muß, wie die Schale eines eintrocknenden Apfels. Die Hauptschwierigkeit dieser Theorie liegt darin, daß diese Runzelung in der jüngeren Zeit unserer Erde nur in den Zonen der jüngeren Faltengebirge, dem Alpensystem und den Cordilleren, ausgelöst wurde, während die übrigen Teile der Erde unberührt blieben. Das setzt voraus, daß die Druckkräfte, die bei einer Zusammenziehung des Erdinnern allenthalben entstehen, sich über das Gewölbe der Erdkruste hin summieren können, um dann nur in einer bestimmten Zone zur Auswirkung zu kommen (Abb. 3, 1).

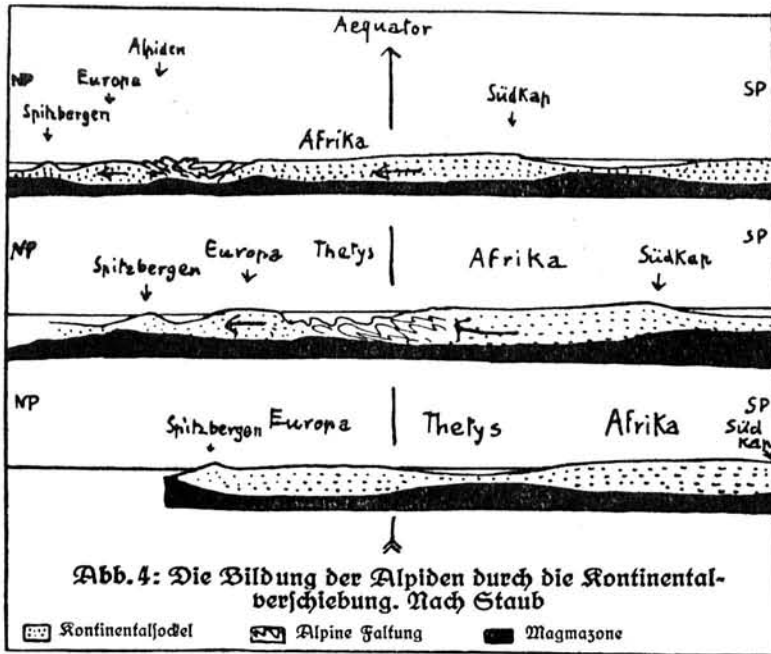
Diese Möglichkeit wird von den Gegnern der Kontraktionstheorie bestritten, mit der Begründung, daß die Reibung der Erdoberfläche an ihrer Unterlage viel zu groß ist im Vergleich zu ihrer Festigkeit. Die Erdkruste müßte sich wie die Schale eines Apfels überall runzeln, kann aber nicht an einer einzigen Stelle ein Faltengebirge erzeugen (Abb. 3, 2).

Der Hauptkämpfer für die Kontraktionstheorie in letzter Zeit ist Albert Heim, der in seiner „Geologie der Schweiz“ (1921) im Gegensatz zu Ampferer, Heritsch, Ko-



ber, W. Schmidt, Staub, Wegener u. a. diese Reibung verschwindend klein annimmt gegenüber der Gesteinsfestigkeit. Er verschließt sich aber nicht der Einsicht, daß hier in der Theorie der Gebirgsbildung noch eine große Lücke klafft.

Sein heftigster Gegner ist Otto Ampferer, der alle Schwierigkeiten zu lösen vermag durch Annahme von Strömungen des Magmas unter der Erdkruste. Er stellte seine Forschungsergebnisse zuletzt 1923 in dem Aufsatz „Beiträge zur Auflösung der Mechanik der Alpen“ zusammen. Wo diese Strömungen in „Verschluckungszonen“ in die Tiefe des Erdinneren gerichtet sind, werden Faltengebirge in der Erdkruste erzeugt (Abb. 3, 4). Durch die „Verschluckungszonen“ werden alle Erscheinungen der Gebirgsbildung ganz hervorragend erklärt; jedoch bilden sie gerade die schwache Stelle der Theorie, denn sie sind nicht nachweisbar und können sich auch nie wegen ihrer tiefen Lage nachweisen lassen.



Zu derselben Auswirkung gelangen wir aber, wenn wir mit A. Wegener – „Die Entstehung der Kontinente und Ozeane“ (1920) – annehmen, daß die oberste Erdkruste, die nach ihren Hauptbestandteilen Silizium und Magnesium „Sima“ genannt wird, sich über eine darunterliegende Zone hinbewegt, die man nach ihren Hauptbestandteilen Silizium und Aluminium „Sial“ nennt. Es entstehen Faltengebirge, wenn Teile der Simaschicht, das sind die auf dem „Sial“ schwimmenden Kontinente, irgendwie in ihrer Bewegung gehemmt werden, während andere Teile nachdrängen. Die Gedanken Wegeners greift Staub auf, dessen Darstellung in seinem Werk „Der Bau der Alpen“ (1924) ich kurz wiedergeben will (Abb. 4).

Der alte Erdteil „Gondwanaland“, bestehend aus den damals noch vereinigten Schollen Afrikas, Madagaskars, Vorderindiens, Australiens und Antarktis, lag am Aus-

gang des Paläozoikums so weit südlich, als es zur Erklärung der permischen Eiszeit notwendig ist, der afrikanische Anteil also etwa 50 Breitengrade südlicher als heute. Von Europa-Asien war er getrennt durch das Alte Mittelmeer „Thetys“, dessen Tiefe nach den Meeresablagerungen der Alpen 2–3000 m nicht zu übersteigen brauchte. Europa selbst lag um 35 Breitengrade südlicher als heute, was die tropische Lebewelt zur Karbon- und Permzeit erklärt. Seit dem Perm bewegte sich die afrikanische Scholle um 50 Breitengrade nach Norden, Europa um 35 Breitengrade vor sich herstoßend. Hierbei gelangt dieses über die wüstenähnliche nördliche Randzone der Tropen (Buntsandstein) zur subtropischen Zone (Tertiär) und schließlich in die gemäßigte Zone (Jetztzeit). Die Zurückberlegung seiner Lage zum Pol seit der Eiszeit wird durch Polschwankungen erklärt, die wiederum ihren Grund in den Massenverlagerungen der Erdkruste haben (Röppen: „Polwanderungen, Verschiebungen der Kontinente und Klimageschichte“, 1921). Zwischen beiden Erdteilen findet infolgedessen ein Zusammenschub um 15 Breitengrade statt.

Von diesem Zusammenschub wird zunächst die schwächste Stelle der Simazone, das Becken der Thetys, ergriffen, das sich in Deckfalten über den Schelf Alteuropas schiebt und den Alpenstamm des Alpensystems, die „Alpiden“, bildet. Dieses Deckfaltenpaket wird unterstoßen von dem Schelf Altafrikas, dessen Stirn hierbei überwulstet wird, was den „Dinaridenstamm“ des Alpensystems ergibt. Die Schelfstirn senkt sich unter dieser Last, das heutige Mittelmeer bildend. Das nördlich gelegene Alpenvorland gehört also zum Kontinentalsockel Alteuropas, Alpiden und Dinariden bildeten den Kontinentalsockel Altafrikas.

II. Der Verlauf des Alpensystems in Europa

Über den Verlauf des Deckengebirges östlich und westlich unserer Alpen herrschen noch recht auseinandergehende Ansichten. Der erste, der über die Alpen mit kühnen Seher-

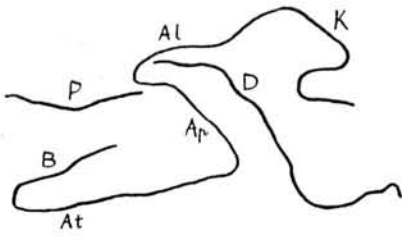


Abb. 5
Das Alpensystem nach Sueß 1909

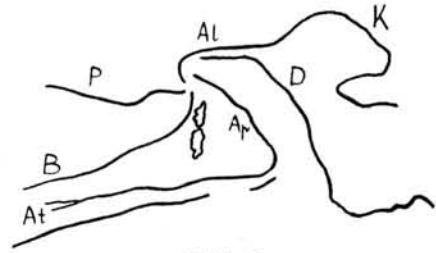


Abb. 6
Das Alpensystem nach Termier 1911

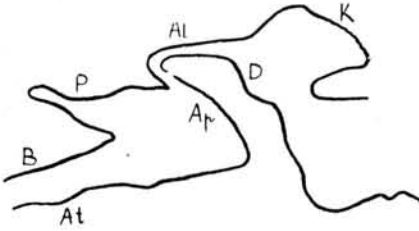


Abb. 7
Das Alpensystem nach Kober 1922

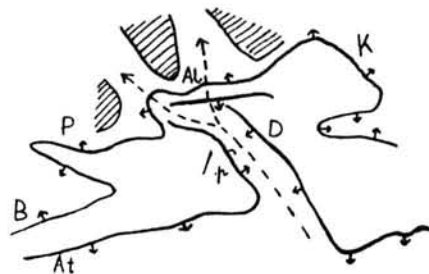


Abb. 8
Das Alpensystem nach Jenny 1924

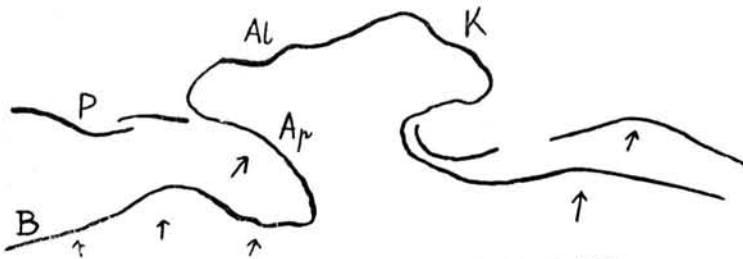


Abb. 9: Das Alpensystem nach Staub 1922

Al = Alpen, Ap = Apenninen, At = Atlas, D = Dinariden, K = Karpaten, P = Pyrenäen,
B = Bäijische Korbillere

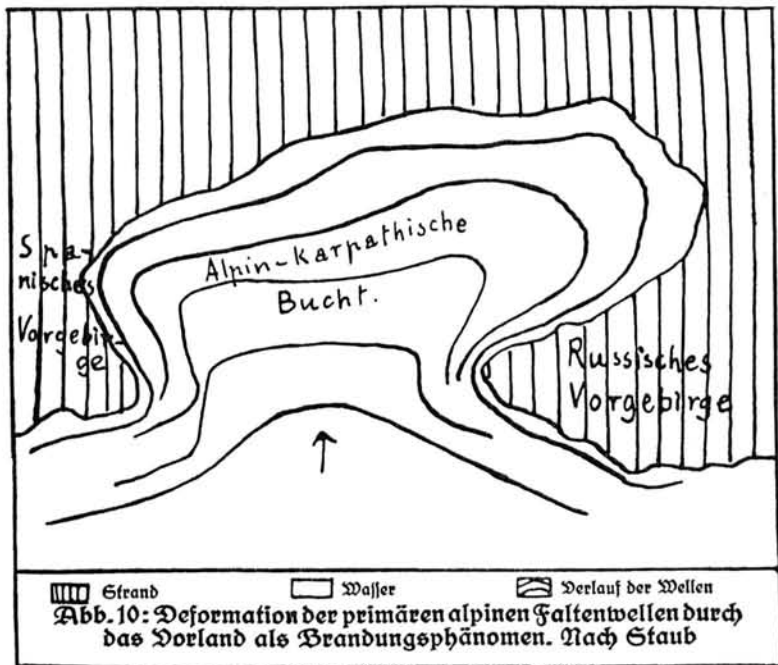
augen hinausblickte, war Eduard Sues 1909 (Abb. 5). Er trennt von den eigentlichen Alpen, den nach Nord bewegten „Alpiden“, die nach Süd bewegten „Dinariden“. Die Alpiden ziehen sich über Karpathen, Alpen, Apenninen, Sizilien, Tunis in den mittelländischen Atlas und schwenken dann durch das Rif über die Straße von Gibraltar in die Bätische Kordillere ein, um in den Balearen zu enden. Die Pyrenäen schließen sich den Alpiden als Seitenast an. Zu den Dinariden rechnet Sues die Ostküste Italiens, die Dinarischen Alpen und ihre Fortsetzung nach Kleinasien. Termier 1911 (Abb. 6) und Kober 1922 (Abb. 7) weisen nach, daß die bogenförmige Verbindung über die Straße von Gibraltar nur oberflächlich durch eine nachträgliche Aufbiegung entstanden ist, der der innere Bau nicht entspricht. Vielmehr streicht sowohl die Bätische Kordillere in der Riasküste von Kadix wie der Atlas gegen die Kanaren in den Atlantischen Ozean aus. Termier betrachtet Atlas und Apenninen als selbständiges, den Alpen und den Dinariden fremdes Gebirgssystem. Die Alpiden ziehen nach seiner Auffassung von den Alpen über die Balearen zur Bätischen Kordillere, während Kober in diesen Zug noch die Pyrenäen einschaltet. Atlas und Apenninen verbindet Kober mit den Dinariden und stellt ein allgemeines „Orogengesetz“ auf, daß alle Faltengebirge der Erde aus zwei in ihrer Faltenrichtung entgegengesetzt bewegten Gebirgstämmen beständen, die durch eine Zwischengebirgszone oder die Narbe einer solchen getrennt sind. In Europa wird der nordbewegte Alpidenstamm durch Zwischengebirgszonen, wie das thrrenische und ungarische Becken, oder durch Narbenzonen, wie die dinarische Narbe zwischen Alpiden und Dinariden, von den südbewegten Dinaridenstämmen geschieden. Der Auffassung Kobers schließt sich Jenny 1924 (Abb. 8) im Wesentlichen an, nur gibt er den Südalpen gegenüber den Dinariden eine selbständige Stellung. Staub 1922 (Abb. 9) scheidet Kaukasus, Pyrenäen und Korsisches Massiv aus dem Alpenssystem aus, da ihnen dem alpinen Deckengebirge

charakteristische Schichtfolgen, das Pennin mit seinen basischen Ophiolithintrusionen, fehlen, und weist sie dem alteuropäischen Vorlande der Alpen zu. Wie die zunächst geradlinig auf eine Küste zulaufenden Meerestwellen (Abb. 10) in einer Bucht sich der Uferlinie anschmiegen, so entstand auch der alpine Faltenbogen vom Atlas über Apenninen, Alpen, Karpathen, Balkan und nordkleinasiatische Ketten, als die Faltenwellen der Thetys in die zwischen dem spanisch-korsischen und dem walachisch-russischen Vorgebirge liegende alpin-karpathische Bucht Alteuropas brandeten. Dieses selbst aber ward durch den Andrang stark in Mitleidenschaft gezogen: es bildeten sich die Pyrenäen und der Kaukasus sowie die Horstgebirge der spanischen Meseta, Frankreichs und Deutschlands.

Es ist selbstverständlich, daß die Darstellungen, die geologisch erforschte und unerforschte Gebiete unter ein großes Geschehen zusammenfassen, zahlreiche Verallgemeinerungen enthalten müssen und im Einzelnen noch viele Verbesserungen erfahren werden. Es genügt, daß sie dem Forscher brauchbare Arbeitshypothesen liefern.

III. Horste, Zentralmassive, Faltenbögen und axiale Schwankungen (Abb. 2)

Die in der alpin-karpathischen Bucht auf das Vorland Alteuropas ausbrandenden Faltenwellen stoßen auf einen Kranz alter Gebirge, die „Zentralmassive“, die sie überfluten, um jenseits von ihnen, im Molassevorland der Alpen, zum Stillstand zu kommen. Die Horste Alteuropas: Maures-Estérel, Französisches Zentralplateau, Vogesen-Schwarzwald, Böhmisches Masse, werden nicht erreicht, doch weisen die Pfeilrichtungen (Abb. 8) der Alpenbögen jeweils auf ein Zwischengebiet zweier Horste, wohin eben die Faltenwellen sich ungehindert hätten ausbreiten können. Der Westalpenbogen ist auf die Lücke zwischen Französischem Zentralplateau und Vogesen-Schwarzwald, der Ostalpenbogen auf



die zwischen letzterem und der Böhmischer Masse gerichtet. Im eigentlichen Bereich der Alpen bilden sich kleinere Bögen zwischen je zwei Zentralmassen aus, so der ligurische Bogen zwischen Korsischer Masse und Mercantour, der cottische Bogen zwischen Mercantour und Pelvoux, der grajische Bogen zwischen Pelvoux und Montblanc, der Walliser Bogen zwischen Montblanc und Aarmassiv. Der lepontinische Bogen übersteigt das Aar-Gottthard-Massiv.

Hinter den Zentralmassiven stauen sich die Faltenwellen auf, so daß ein jedes eine Erhebung der Alpenlängsachse erzeugt, denen Senken in den Lücken zwischen den Zentralmassiven entsprechen. Da stärkere Erhebung auch kräftigere Abtragung zur Folge hat, brauchen diese tektonischen Kulminationen und Depressionen heute nicht mehr morphologisch hervorzutreten; wir werden nur stets in den Senken tektonisch höhere, in den Erhebungen tektonisch tiefere Glie-

der des Alpengebäudes antreffen. Auf die ligurische Senke folgt hinter dem Mercantour die Erhebung der Dora-Maira, auf die Senke von Susa die Erhebung des Ambin, auf die Senke des Embrunais hinter dem Montblanc die Erhebung des Paradiso, auf die Senke der Dent-Blanche-Decke die größte Deckenkulmination der Alpen in den Lepontinischen Alpen hinter dem doppelten Wall des Aar- und Gotthard-Massivs.

Östlich hiervon tritt kein Zentralmassiv mehr zutage; aziale Erhebungen sowie geringer ausgeprägte Bögen lassen aber ahnen, daß auch hier in der Tiefe alte Kerne stecken. Der östlich folgende rhätische Bogen weist auf die Lücke zwischen Schwarzwald und Ries, der Tauernbogen auf die zwischen Ries und Böhmischer Masse. Auf die Silvrettafenke folgt die Erhebung des Unterengadiner Fensters, auf die Senke Inntal-Wetterstein-Öztaler Decke die Kulmination von Wörgl-Venediger (Beginn des Tauernfensters), auf die Senke Berchtesgaden-Großglockner die Salzach-Hochalm-Kulmination, auf die Dachstein-Klagenfurter Depression im steirischen Bogen die Erhebung des Semmering. Im Semmering- und im Wiener Bogen klingen sodann diese Erscheinungen aus.

Diese einheitliche Deutung der Kulminationen als Queraufwölbungen hinter stauenden Massiven mag freilich durch ins Einzelne gehende Forschung noch manche Verbesserung und Ergänzung erfahren; auch ihr mag manche Schematisierung innewohnen.

IV. Die Gliederung der Alpen

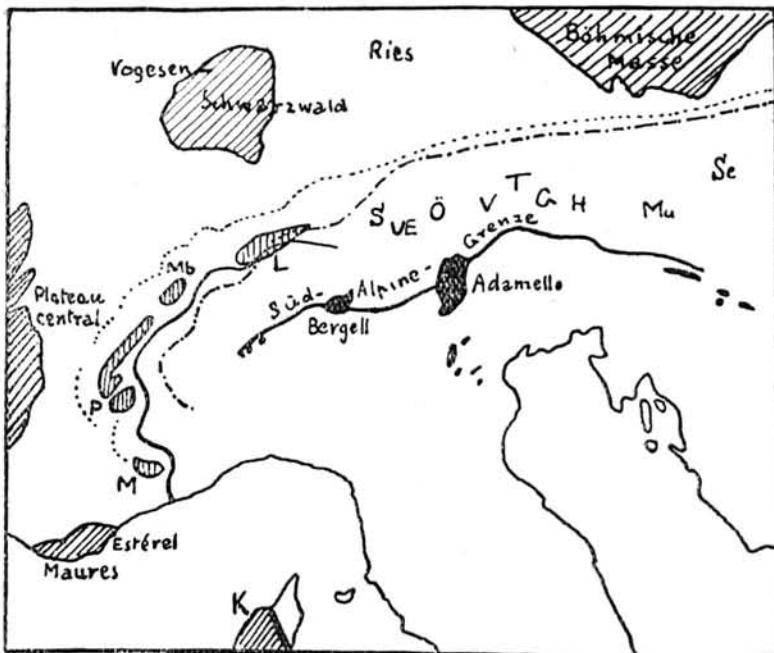
(Vergleiche hierzu die tektonische Karte der Gesamtalpen von Staub, 1924)

Wir unterscheiden in den Alpen die autochthonen Zentralmassive, das Deckengebirge und die Südalpen.

1. Das Autochthon

72

Der Kranz der autochthonen Zentralmassive samt ihren Sedimenthüllen zeigt folgende Glieder: Mercantour, Re-



- | | | |
|------------------------------|-----------------------------|---------------------------------|
| Helvetische Hauptstirn | Ö = Östal-Depression | UE = Unterengadiner Kulmination |
| — Penninische Hauptstirn | G = Großglockner-Depression | V = Venediger-Kulmination |
| ----- Ostalpine Hauptstirn | Mu = Muralpen-Depression | H = Hochalm-Kulmination |
| Mb = Montblanc | K = Korische Masse | So = Semmering-Kulmination |
| L = Lepontinischer Bogen | M = Mercantour | T = Tauernfenster-Kulmination |
| S = Silvretta-Depression | P = Pelvoux | ☩ = Junge Eruptivgesteine |

Abb. 11: Tektonische Skizze der Alpen. Nach Staub

mollon, Pelvoux, Grandes-Rousses, Belle Donne, Aiguilles-Rouges, Montblanc, Mont Chétif, Aar- und Gott-hard-Massiv. Sie stellen Fenster in den sie überflutenden Decken dar. Ihre kristallinen Kernteile zeigen Druckschieferung (z. B. Protogin) und lassen zwei paläozoische Fal-tungen erkennen, deren jüngere der herzynischen entspricht. Parautochthon nennt man durch höhere Decken verschleppte Felsen des Autochthons (z. B. Griesstock am Klausenpaß).

2. Das Deckengebirge

Die Decken der Alpen entstammen zwei Wurzelzonen, deren gegen das alteuropäische Vorland zu gelegene man

in bezug auf den Alpenbogen als „äußere“, die zurückliegende als „innere“ bezeichnet. Unter Wurzelzonen versteht man (Abb. 2) die Gebiete, wo die zurückliegenden Teile der Decken steil in die Tiefe schießen, um weiter im Innern des Alpenbogens nicht wieder aufzutreten. Die äußere Wurzelzone ist nur in den Westalpen sichtbar, im oberen Rhône- und Rheintal, während anderwärts ihre Verfolgung durch darüberliegende Decken unmöglich ist. Ihr entstammen die „helvetischen Decken“.

Die innere Wurzelzone ist sichtbar in der Zone Ivrea-Locarno-Bellinzona-Veltlin und wird weiter ostwärts durch die Südalpen verhüllt. Ihr entstammen die „penninischen“ und „ostalpinen Decken“.

a) Die helvetischen Decken. Die helvetischen Decken zeigen ihre Hauptentfaltung zwischen Aare und Iller, wo sie in den Diablerets, Wildhorn, Vierwaldstätter und Glarner Alpen, Säntis und Vorarlberger Alpen prächtig entwickelt sind. Derrucano ist ihr tiefstes Schichtglied; kristalliner Untergrund ist nirgends wesentlich beteiligt. Den gewaltigen Massen des Penninikums und des Ostalpin gegenüber wirken sie nur wie „vor diesen hergeschobene Schürflinge“.

b) Das Pennin. Die penninischen Decken ziehen sich von Savona, wo die Alpen durch die Decke von Savona vom Apennin getrennt sind, in zusammenhängendem Bogen über die Cottischen, Grajischen, Walliser und Lepontinischen Alpen, um vom Ostrand des Oberhalbsteins unter die ostalpinen Decken zu tauchen. Nur im Unterengadiner und Tauernfenster treten sie wieder zutage. Sie bestehen aus stark metamorphen, kristallinen Gesteinen eruptiver und sedimentärer Herkunft, in der Hauptsache paläozoischen Alters, sowie mesozoischen Schichtfolgen. Man unterscheidet sechs Decken (I–VI) in den Westalpen, denen die des Tauernfensters nur schwer zu parallelisieren sind. Im Bereiche der großen Tessin-Tosa-Kulmination, wo die drei unteren Deck-

ken aufgeschlossen sind, zeigt das Pennin in seiner tektonischen Hauptantiklinale bei einer Mächtigkeit von 15 km eine Höhendifferenz von 25 km, was auf einen Faltentiefgang von 35 bis 40 km schließen läßt. Im Tauernfenster zeigt sich ein Ausklingen der Faltung.

c) **Das Ostalpin.** Die ostalpinen Decken sind die obersten und größten; eine von ihnen, die Silvrettadecke, ist mit 110 km Breite die gewaltigste Decke der Alpen. Sie bilden die Ostalpen östlich vom Oberhalbstein und nördlich der Südalpengrenze, mit Ausnahme der obengenannten Fenster des Pennin. Westlich vom Oberhalbstein sind sie abgewittert und treten nur in den Decken des Chablais und der Préalps vaudoises sowie den Klippen der mittleren Schweiz (z. B. Mythen) auf. Die Hauptstirn der ostalpinen Decken verlief einst von Lanzo bis zum Aarmassiv hinter der penninischen Hauptstirn, von dort ab vor dieser, um von der Iller dem Nordrand der Alpen zu folgen. Sie können Gesteine jeden Alters enthalten. Man gliedert sie in unter-, mittel-, ober- und hochostalpine Decken; ihre Wurzeln liegen hinter denen der penninischen Decken. Die tiefsten Glieder finden wir vor allem östlich vom Oberhalbstein, wo das Pennin unter das Ostalpin taucht (z. B. Bernina, Albul, Err, Languard), und in der Mulde des Tauernpennins (Großglockner), ihre höchsten aber in den Depressionen der Ostalpen (z. B. Berchtesgaden, Dachstein, Gesäuse, Hochschwab, Raß).

d) **Die Südalpen.** Das Gebiet südlich der Zone Torca-Bellinzona-Veltlin-Tonale-Meran-Bruneck-Villach-Nordfuß der Karawanken gehört den Südalpen an (Abb. 11). Sie sind das Rückland der Alpen, der herzynisch gefaltete Nordrand der afrikanischen Tafel, der vor sich her das gewaltige Deckensystem der Alpiden aufstürmt, der aber selbst von dem wachsenden Widerstand der sich auffaltenden Alpen nach Süden zurückgefaltet wird und einen nach Süden gerichteten Deckenbau zeigt. Diese Südbewegung ist aber nur

ganz gering im Vergleich zur Gesamtnordbewegung der adriatischen Scholle. Auch in ihnen können wir Gesteine jeden Alters antreffen, und auch bei ihnen unterscheidet man tiefere und höhere Elemente. Zu letzteren rechnet man z. B. Brenta, Dolomiten und Julische Alpen.

Schließlich sind noch die nachalpinen Eruptiva zu erwähnen. Es sind drei Gruppen: eine westliche bei Traversella, Biella und Baveno, eine mittlere (Bergellergranit, Adammellotonalit, Predazzo, Euganeen) und eine östliche, die Andesite und Dazite im Osten der Steiner Alpen (Abb. 11). Ihre Anordnung scheint bestimmt durch die stärksten Biegungen der alpinen Streichrichtung zwischen westalpinem und lepontischem, lepontischem und ostalpinem, ostalpinem und Karpathischem Segment.

V. Ostalpen und Westalpen

Die Alpen beherrscht ein einheitlicher Bauplan. Die geologische Grenze zwischen Ost- und Westalpen ist lediglich der Abwitterungsrand der ostalpinen Decken auf den helvetischen und penninischen. Im westalpinen Bogen ist im Verhältnis zum ostalpinen das dislozierte Volumen größer, der sichtbare Faltentiefgang bedeutender, die Faltung gedrungener und voller, Deformation und Dislokationsmetamorphose viel stärker.

Neuere Literatur:

- Ampferer: Beiträge zur Auflösung der Mechanik der Alpen. Jahrbuch der Geologischen Staatsanstalt, Wien 1923.
Bubnoff: Die Grundlagen der Deckentheorie in den Ostalpen. Stuttgart 1921.
Cornelius: Zur Vorgeschichte der Alpenfaltung. Geologische Rundschau, Berlin 1925.
Heim: Geologie der Schweiz, 1919–1922.
Heritsch: Die Grundlagen der alpinen Tektonik. Berlin 1923.
Jenny: Die alpine Faltung. Berlin 1924.
Kober: Bau und Entstehung der Alpen. Berlin 1923.
Kober: Gestaltungsgeschichte der Erde. Berlin 1925.
Köppen: Polwanderungen, Verschiebungen der Kontinente und Klimageschichte. Petermanns Mitteilungen 1921.
Schmidt: Über Gebirgsbildungshypothesen. Jahrbuch der Geologischen Staatsanstalt, Wien 1922.
Staub: Der Bau der Alpen. Bern 1924 mit tektonischer Karte 1:1 000 000.
Stille: Grundfragen der vergleichenden Tektonik. Berlin 1924.
Wegener: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane. Braunschweig 1920.

„Solange Du einen gutgeschnittenen Rock, ein Paar Lackstiefel, einen kleidsamen Hut und zwei bis drei einwandfreie Hemden hast, hoffe!

Jede Viertelstunde kann Deinen Fuß auf eine höhere Stufe der Leiter des Glücks stellen. Erst wenn die Requisiten des Gentleman verloren sind, wird Deine Lage verzweifelt; die besten Zufälle helfen Dir nichts, wenn Dein Äußeres unmöglich macht, sie auszunutzen. Also: Zögere nicht zu hungern, wenn es nötig ist, aber trage feste Manschetten!“
So: Oscar Schmitz, der große Lebenskünstler. —

Du aber, mein Freund, lächle nicht, sondern lerne bedenken, daß ein tadelloses Äußere mehr wert ist in unserer nun einmal sinnenfälligen Zeit als ein großes Bankkonto. Drum sei vorsichtig in der Wahl Deines Schneiders! Nicht immer ist das Teuerste auch das Beste, wenn Du aber zu Petersen, Dresden-A., Bismarckplatz 12, kommst, wirst Du das finden, was Du brauchst. Petersen kleidet Dich nach Deiner Eigenart, Petersen kleidet Dich modern, Petersen wählt für Deine Formen den richtigen Stoff, für Dein Gesicht die richtige Farbe. Petersen liefert Dir das Beste am billigsten. — Wenn Dich Petersen kleidet, wird man Dich nach Deinem Schneider fragen! — Freund, denke daran: Gute Kleidung ist das Symbol des glücklichen Gelingens!

H. P.

Schützt Eure Hütten!

Am 2. Mai 1926 geriet bei starkem Wind ein neben unserer Schihütte in Schellerhau aufgestellter Teerkessel in Brand. Der kochende, brennende Teer bedeckte eine Bodenfläche von etwa 4 qm. Es schien bereits ausgeschlossen, daß zehn Mann mit dem am Bauplatze lagernden Sand des Feuers Herr werden konnten, als in letzter Minute ein Freund mit einem „Total“-Feuerlöschapparat aus einem Nachbarhaus herbeieilte. In zwei Minuten hatte der kleine, unscheinbare Apparat die letzte Flamme gelöscht. Infolge der großen Kälteentwicklung, die diesem automatischen Kohlen säure-Trockenlöschverfahren eigen ist, war es möglich, ganz nahe an das Feuer heranzutreten, was vor allem auch bei Innenbränden in beschränkten Räumen von größter Bedeutung ist. Wie bekannt sein dürfte, wird bei Inbetriebsetzung des Apparates ein Gemisch, aus Natriumbikarbonat und gasförmiger Kohlen säure bestehend, in einer breiten Wolke auf den Brandherd geschleudert und hierdurch ein schlagartiges, sekundenschnelles Ersticken des Feuers erzielt. Wir verdanken dem „Total“ der Total-Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg die Rettung unserer Hütte; denn die geringe Entfernung des Holzhauses, die Riesenflammen und der herrschende Sturm ließen bereits das Schlimmste befürchten. Ich möchte deshalb an dieser Stelle allen Besitzern von Hütten und Holzhäusern den „Total“ auf das wärmste empfehlen.

J. A. der Akademischen Sektion Dresden des
Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins

gez. Pusch, Regierungsbaurat

Der A. H. und der Student

Der A. H.: „Sagen Sie mal, mein lieber junger Freund, wo stecken Sie denn eigentlich den ganzen Tag? Man sieht Sie nicht im Theater und nicht auf der Straße und auch nicht draußen in den Bergen!“ — Student: „Wir haben so wahnsinnig viel zu tun auf der Hochschule, daß tatsächlich keine freie Minute bleibt für Dinge, die außerhalb des Studiums liegen.“ — A. H.: „Lieber junger Freund, Sie sind auf falschem Wege! Wenn Sie so weiter machen, dann werden Sie vielleicht Ihre Examina mit Glanz bestehen; damit dürften Sie aber auch den Glanzpunkt Ihres Lebens erreicht haben. Ihnen wird vieles für Ihr zukünftiges Leben fehlen, und zwar so Wichtiges, daß es sich gar nicht mehr nachholen läßt. Resultat: eine mittelmäßige Stellung, wo Sie von lebensgewandteren Menschen ausgenützt werden. — Also — andere Richtung, lieber Freund! Es muß ja nicht durchaus eine 1a sein, eine 2 genügt auch. Dafür aber so oft wie möglich hinaus in den Wald, in die Berge, in den Schnee! Und in unsere herrlichen Theater, und meinetwegen auch einmal in ein gutes Kino, und — zum Teufel — warum nicht auch mal auf den Tanzboden! Die Hauptsache ist: über alles Bescheid wissen — sich in jeder Gesellschaft bewegen können und sich in jeder Lebenslage zurechtfinden! Und — nicht nur in Ihre Studienbücher gucken! Ein gebildeter Mensch muß eine eigene Bibliothek haben, er muß seinen Buchhändler haben. Er muß täglich die Auslagen seiner Buchhandlung studieren und darf eigentlich keinen Tag verstreichen lassen, ohne wenigstens für einen kurzen Augenblick bei seinem Buchhändler vorgesprochen zu haben. Das erweitert die geistigen Interessen! Das hält auf dem Laufenden! — Da Sie hier in Dresden studieren, so ist die Akadem. Buchhandlung Dressel am Bismarckplatz Ihre Buchhandlung! Dort gibt es eine besondere „Bücherstube für geistige Schlemmer“. Dort müssen Sie heimisch werden! — Also, lieber junger Freund — und denken Sie daran: Um ein schönes Buch ist ein Leuchten wie um eine schöne Frau!“

H. P.

Kleider machen Leute, der Einband macht das Buch!

Der wahre Bücherfreund wird ein ihm lieb gewordenenes Buch gern in einem individuell gearbeiteten Einband besitzen. Die Wahl und die Ausführung des richtigen Einbandes ist aber eine Kunst, die man nur selten antrifft; denn nicht immer ist das auffällige und blendende Kostüm das schönste. Der Buchbindermeister Adolar Köhl in Dresden-A., Schnorrstraße 20, liefert Ihnen jeden gewünschten Einband — vom einfachsten Pappband bis zum qualitativollsten Lederband mit echten Bünden. Seine Goldprägungen werden dem verwöhntesten Geschmack gerecht. Vertrauen Sie Herrn Köhl daher in Zukunft alle Ihre Buchbinderarbeiten, auch Aufziehen von Landkarten usw., an. Er wird Sie restlos zufriedenstellen.

H. P.

Sollten Sie einmal verlegen sein um eine treffliche Speisenfolge, so notieren Sie, bitte: 1. Legierte Artischocken-Suppe, 2. Hamburger Mastkalbsrücken mit feinen Gemüsen umlegt, 3. Rheinlachs mit Kaviarsauce, 4. Frischer Stangenspargel mit verschiedenen kalten Beilagen, 5. Junges Perlhuhn auf Champagner-Kraut, 6. Eis! 7. Käseplatte, 8. Kaffee. — Und dann denken Sie einmal darüber nach, wieviel Duzend der verschiedensten Gegenstände dazu gehören, um die Hausfrau in die Lage zu versetzen, ihren Gästen diese trefflichen Dinge vorzusetzen: wieviel Töpfe und Schüsseln und Pfannen und Backformen, Messer und Löffel und Bestecke, ein Herd, ein Eisschrank, eine Eismaschine, Einkochapparat und entsprechende Gläser! Ungezählt sind diese Dinge, die die Hausfrau in ihrem Bereich umgeben, und wohl ihr, wenn sie zu diesen Dingen ein trautes Verhältnis hat! — Junge, entzückende Hausfrau, alles, was Du für Deinen Haushalt an Gerät brauchst, kaufe nur in Dresden-A. auf der Lindenausstraße 18, zwei Minuten vom Hauptbahnhof, bei Brechelt & Co. Du wirst es bestimmt nicht bereuen!

H. P.

Es macht nichts mehr Spaß, als auf Reisen Betrachtungen über seine lieben Mitmenschen anzustellen. Ich teile da die Menschen gern in zwei Klassen ein: Die einen reisen mit Baedeker und die anderen ohne ihn, womit nicht etwa gesagt sein soll, daß die letzteren nicht auch jenes rote Buch besitzen. Aber die ausgesprochenen Baedeker-Leute schauen nur immer in diesen Baedeker und weichen keinen Zoll von dem im Baedeker bezeichneten Weg ab, während die anderen hier und da eigene Entdeckungsfahrten machen und da manches Schöne und Verborgene finden. Man macht sich dann seine Notizen und schafft sich so einen eigenen wertvollen Reiseführer. — Unter „Dresden“ steht da in meinem Notizbuch mit ***: Hotel Viktoria, Bismarckstraße 12 — direkt neben dem Hauptbahnhof! — In fünf Minuten alle Sehenswürdigkeiten Dresdens zu erreichen! Zimmer mit fließendem kaltem und warmem Wasser — Privatbäder. — Sauber! Beste Verpflegung! — Billig! Na also!

H. P.

Die Herren Professores und die Herren Studiosi

begeben sich vor oder nach den Kollegs in die entzückende Mokkastube „Martin“ vorm. Hoflieferant Sander, Dresden-A., Bismarckplatz 12. In diesem Schmuckkästchen einer echten Dresdner Konditorei finden sie bei einem hervorragenden Kaffee oder einer Tasse duftender Schokolade Erholung von angestrenzter Arbeit! — Kuchen, Torten und Törtchen findest Du da, o Freund, daß Dir die Augen übergehen! — Laß Dir ein sauberes Paketchen davon mitgeben, und Du wirst ein aufmerksamer Gatte sein oder Dich in das Herz Deiner Freundin einschmeicheln! — Backwerk für den Frühstückstisch triffst Du in ganz Dresden kein besseres, sei es, daß Du nun Franzsemmeln oder Knüppel bevorzugst! — Und weißt Du, was Christstollen, Osterbrot und Reformationsbrötchen sind? Freund, geh zu Martin am Bismarckplatz!

H. P.

Wichtig für Besucher der Sächsischen Schweiz!

Wenn Sie von Bad Schandau aus Ausflüge nach dem Lichtenhainer Wasserfall und von da nach dem Ruhstall, Winterberg, Prebischtor, den Schleusen usw. machen wollen, so vergeuden Sie nicht Ihre kostbare Zeit damit, auf der ermüdenden und staubigen Landstraße entlang zu pilgern, sondern benützen Sie von Schandau aus die bequeme Kirnitzschalbahn! In 28 Minuten sind Sie am Lichtenhainer Wasserfall. Die Bahn ist vom 1. April bis 31. Oktober in Betrieb und verkehrt stündlich. Gesellschaften und Vereine erhalten auf Bestellung hin Sonderwagen und Vorzugspreise. Wenden Sie sich dieserhalb an das Bahnbüro: Bad Schandau, Rudolf-Sendig-Straße, Fernruf Nr. 52.

H. P.

Sachsen ist so unendlich reich an Schlössern und Burgen

und entzückenden Landschaftsbildern. Wenn Sie alle diese Schönheiten recht genießen wollen, dann benützen Sie die schmucken und bequemen Autos der Staatlichen Kraftwagenverwaltung. Diese werden betrieben von der „Kraftverkehr Freistaat Sachsen A.-G.“. Für größere und kleinere Gesellschaften stellt Ihnen dieses Unternehmen elegante Gesellschafts- und Aussichtswagen zur Verfügung. Rufen Sie nur die Nummer 44011 in Dresden oder die der einzelnen Betriebsleitungen in vielen sächsischen Städten an, und jeder Ihrer diesbezüglichen Wünsche wird sofort zu Ihrer Zufriedenheit erledigt.

H. P.

Schließ einen Augenblick die Augen zu,

wenn Du in erhabener Stunde den duftenden Rauch einer erlesenen Zigarette einatmest! Liebst Du eine kleine Russin mit dem langen steifen Papierkragen? Oh, sie ist raffig und fein! — Magst Du eine Agypterin? Es ist ein zartes Geschöpfchen mit einem sonderbar zauberischen Duft. — Oder willst Du die üppige Türkin freien? — Oder liebst Du gar das edle Blatt einer Importe? — Einerlei! Freund, geh zum Freunde! Laß Dich nicht betören durch das Geschrei auf den Gassen und in den Schenken, wo man Dir ein ver-teufelt Kraut anbietet! Tritt ein in den kleinen Laden des Richard Kriebel am Bismarckplatz 12 oder in den größeren am Bismarckplatz 4 oder Reichsstraße 24 in Dresden. Dort findest Du, was Du brauchst: das Leichte für den Alltag — das Auserwählte für eine glückliche Feierstunde! H. P.

Abstinenten erreichen im Durchschnitt ein Lebensalter von 51 Jahren 22 Tagen — mäßige Trinker ein Alter von 53 Jahren 13 Tagen und endlich notorische Süffel ein Alter von 67 Jahren 23 Tagen! So berichtet Hans Barth. Woraus ohne weiteres hervorgeht, daß der Alkohol konserviert und Anakreon recht hatte, als er die Naturnotwendigkeit des Trinkens pries. — Freund, willst Du ein Bier trinken, das köstlich mundet wie lieblicher Nektar, dann steige hinab in die Keller des Dresdener Hauptbahnhofs. Köstliche Speisen wird man Dir dazu auftragen, daß Dir das Herz im Leibe lacht. Auch wirst Du — *variatio delectat* — in gemütlichen Nischen einen echten, rechten Tiroler Landwein schlürfen können. Also, Hut ab, Freund, und herab in den Bahnhofskeller! H. P.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie man wohnt,

wenn man eine fremde Stadt richtig genießen will. Man muß jederzeit gern in seine vier Pfähle zurückkehren können und sich dort wohl und behaglich und von aufmerksamen Menschen umgeben fühlen. So denkt man in der Pension Weber, Dresden-A., Lindenaustraße 16, Ecke Sedanstr., am Bismarckplatz. Merken Sie sich deshalb genau die Adresse! — Direkt neben der alten Technischen Hochschule.

H. P.

Der Junggeselle sollte es nicht seiner Wirtin überlassen, von wem sie seine Wäsche behandeln läßt. Er sollte bestimmen, daß seine Hemden und Kragen und seine Taschentücher dorthin gegeben werden, wo er sie in gepflegtester Weise zurückerhält und wo man sie ihm nicht durch falsche Behandlung verdirbt: d. h. in die Deutschen Wäschereiwärke in Dresden. — Am Bismarckplatz Nr. 14 findest Du eine der vielen Filialen dieser Firma. — Ich rede nur von dem Junggesellen; denn die Hausfrau weiß längst, daß sie ihren in tadelloser Wäsche verwöhnten Gatten nur zufriedenstellen kann, wenn sie bei den Deutschen Wäschereiwärken arbeiten läßt!

H. P.

Sei mir gegrüßt, du güldener Stern in der Seestraße in Dresden! Du führst mich in die traulichste aller Altdresdener Weinstuben, zu Tiedemann & Grahl. „Guter Wein“, sagt Shakespeare, „ist ein gut gefällig Ding, und jeder Mensch darf sich gelegentlich davon begeistern lassen.“ Und wahrhaftig, den findest Du hier bei Tiedemann & Grahl, und nirgends gibt es einen besseren. Und was man Dir in Schüsseln und auf Tellern bietet, ist des Lukullus würdig!

H. P.

”**W**er seine Freunde empfängt und sich ihres Mahles nicht in Liebe annimmt, der verdient keine Freunde“, sagt der alte Genießer, der Herr Savarin. Erwartest Du daher Gäste, so wähle mit Liebe das Beste vom Besten und kombiniere geschickt und mit Bedacht! In dem vortrefflichen Geschäft von Adolf Brauner in Dresden-A., Bismarckplatz 8, findest Du alles, was das Herz Deiner Freunde schneller schlagen lassen wird: Wähle ein Duzend feinsten Konserven mit Olssardinen, Krebschwänzen, Ochsenmaulsalat, Champignons usw. und dazu einen alten Portwein, und Deine Gäste werden von vornherein guter Stimmung sein! — Alles, was Deine Tafel sonst noch braucht, liefert Dir Brauner: die feinsten Gemüse, den herrlichsten Schinken, den besten Käse und dazu Wein, Schaumwein und Likör!

H. P.

Heidewanderer!

Altem Brauche gemäß feiert die Akademische Sektion Dresden des D. u. Oe. Alpenvereins ihr Weihnachtsfest in der Dresdner Heide. Vorher erfreut die Teilnehmer ein zünftiger Heidebummel. In der Heidemühle, der Hofewiese, der Forellenschänke und dem Gasthof Allersdorf haben wir schon reizende und keineswegs ganz alkoholfreie Stunden verlebt und waren dort glänzend bewirtet und aufgehoben.

Habt Dank, Ihr Heidewirtel!

Pusch

Graphik ist das Kunstgebiet, auf dem der Griffel des Künstlers ein freigeschöpftes Bildwerk schafft (*γράφειν* = schreiben, zeichnen). Photographie ist die Aufzeichnung von Lichtwirkungen (*φῶς* = Licht und *γράφειν*). Diese erfolgt durch physikalische und chemische Mittel. Die Kunst des Photographen liegt nicht darin, in den physikalisch-chemischen Vorgang einzugreifen, sondern schon vorher die Voraussetzungen für gute Bildwirkung zu schaffen und dabei den Einfluß des Lichts sorgfältig abzutwägen.

Aus einem Gespräch mit Ursula Richter, Dresden
(Werkstätte f. Lichtbildkunst, Winkelmannstr. 29II, Fernruf 41496)

Der Aufenthalt in einer gut gepflegten Papierhandlung muß ein ästhetischer Genuß sein! Eigentlich ist es nur Frauenhänden beschieden, die vielen tausend kleinen Dinge, die in einen solchen Laden gehören, mit dem richtigen Geschmack auszuwählen und vor dem Käufer auszubreiten. Wenn Sie daher das in jeder Hinsicht Richtige finden wollen, dann kaufen Sie in der Papierhandlung von Preisler Nachf., Inhaber Else Allmann, Dresden-A., Bismarckplatz. Vielleicht suchen Sie ein recht geschmackvolles Briefpapier oder Tischkarten oder ein kleines, entzückendes Petschaft, einen Füllhalter oder eine vornehme Visitenkarte: Sie finden hier alles! (Studierende 10 Prozent Ermäßigung.)

H. P.

Es ist nicht gleich, mit wem man reist. Die wohlüberlegte Auswahl des richtigen Begleiters verbürgt an sich schon den Erfolg einer Reise! — Der unentbehrlichste, aber stets dienstwillige Reisekamerad ist Dein Koffer, Deine Handtasche. Drum wähle mit Bedacht; nicht jeder Koffer taugt zu jeder Reise. Laß Dich von einem altbewährten Fachgeschäft beraten, wie das von W. Camillo Enterlein, Waisenhausstraße 23. Es bietet Dir eine umfassende Auswahl vom Besten bis zum Billigsten, und Du wirst stets wohlbedient von dannen gehen.

K.

In unserem „Elektrischen Zeitalter“ gibt es auch in jedem Haushalt größere und kleinere elektrische Nöte. Es ist wertvoll, wenn man zur Behebung derselben einen Fachmann weiß, auf den man sich in jeder Hinsicht — auch betreffs der Kosten! — verlassen kann. Herr Elektro-Installations-Meister Ludwig Heyn, Inhaber der Firma Kleint & Co., Dresden-A., Schulgutsstraße 17 (Werkstatt: Prager Straße 42), Fernruf 27267, erledigt alle Arbeiten betr. Licht-, Kraft- und Klingelanlagen, Reparaturen an Heizkörpern, Bügeleisen, Kochtöpfen usw. H. P.

Herr Oswald Luge in Dresden, Bismarckplatz 1a, Fernsprecher Nr. 18909, ist die Stelle, wo man sein Fahrrad und sein Motorrad kauft; denn bei ihm bekommt man stets das technisch Vollkommenste. Alle Ersatzteile und Ausrüstungsgegenstände liefert Herr Luge zu den denkbar günstigsten Preisen und ist zugleich Fachmann für alle einschlägigen Reparaturen. Darum merken Sie sich: Luge — Bismarckplatz 1a! H. P.

Reisen und Photographieren

Schwer bepackt erreichte er den Dresdner Hauptbahnhof, wo schon die Kameraden warten. „Hast Du auch Deinen Photoapparat mit?“ „Ja, aber sapperlot, jetzt vergaß ich, mir noch einen Film zu kaufen!“ „Das ist in fünf Minuten gemacht! Spring rasch zu Photo-Görner, Ecke Bismarckplatz — Eingang Lindenaustraße. Da gibt's alles, was zum Lichtbildsport gehört. Ich lasse dort seit langem meine Aufnahmen entwickeln und kopieren und bin stets pünktlich und tadellos bedient worden. Wer bei Photo-Görner vor spricht, wird Dauerkunde!“ K.

Bergerfahrung

Das oberste Gesetz
für jede Sportausrüstung ist:
Das Beste vom Besten nehmen!

Um das Beste und dabei das Zweckmäßigste herauszufinden, bedarf es eines Sportgeschäftes, das sachmännisch geleitet wird und dem man in jeder Beziehung vertrauen kann; denn viele Dinge sind betreffs ihrer inneren Qualität reine Vertrauenssache. Ein solches Sportgeschäft erfährt man durch bergerfahrene Sportsfreunde, wenn man nicht erst durch langes Herumprobieren Lehrgeld zahlen will. Ich bin seit vielen Jahren sowohl im Winter als auch im Sommer im Hochgebirge. Meine gesamte alpine Ausrüstung, vom Rucksack mit seinem ganzen Inhalt: Strümpfe, Trikotasen, Wäsche, Schuhe usw. bis zum Skianzug, von den Skiern selbst bis zum Kletterseil, stammt von der Firma Hermann Mühlberg, Dresden-A., Wallstraße. — Jedes einzelne Stück ist mir ein treuer Gefährte und oft ein wertvoller Kamerad in Not und Gefahr geworden. Ich kenne kein Ausrüstungsstück von Mühlberg, das auch nur ein einziges Mal nicht das gehalten hätte, was ich von ihm erwartete.

Dipl.-Ing. Hans Pehholdt



Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000680292